

2. Jahrgang. • Heft 3. • Juni 1903.

# Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und  
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint  
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).  
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3.—  
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und  
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung  
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S., entgegen.  
Postzeitungsliste Nr. 5899.

## Oberschlesien in der Literatur.<sup>1)</sup>

Von

Dr. E. Zivier, Pleß.

Von den wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung, die in letzter Zeit das Licht der Welt erblickt haben und unserem Oberschlesien ausschließlich oder vornehmlich gewidmet sind, soll hier gebührende Notiz genommen werden.

Der Stein, den die Bauer mißachteten, ist zum Eckstein geworden. Das lange von den Menschen wie von der Literatur gemiedene Oberschlesien hat sich im Verkehr wie in der wissenschaftlichen Behandlung ein

<sup>1)</sup> C. Grünhagen. Oberschlesiens Sonderstellung in der Geschichte. Vortrag, gehalten in der Wanderversammlung zu Oppeln, am 1. Juni 1902. Abgedruckt in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens. B. XXXVII. 1903.

Josef Partsch. Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk, auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet. II. Teil. Landschaften und Siedelungen. I. Heft: Oberschlesien. Mit 1 schwarzen und 1 farbigen Karte, sowie 12 Abbildungen in Schwarzdruck. Breslau 1903. Verl. v. Ferd. Hirt.

Hermann Fechner. Geschichte des schlesischen Berg- und Hüttenwesens in der Zeit Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. 1741—1806. Nach den Akten des geheimen Staatsarchivs, des Handelsministeriums, des Staatsarchivs und des Oberbergamts zu Breslau bearbeitet. Berlin 1903. Verlag v. Wilh. Ernst & Sohn.

Plätzchen erobert. Nur die schöne Literatur hat es bis jetzt immer noch nicht entdeckt. In der Hoffnung, daß auch diese folgen wird, wollen wir vorläufig unsere Leser mit den Forschungen der Geschichte, der Landeskunde und der Spezialwissenschaften, soweit Oberschlesien in der allerletzten Zeit von diesen berücksichtigt worden ist, bekannt machen und sie auf die bedeutendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete hinweisen.

Der unten bezeichnete Aufsatz Grünhagens, des Nestors der schlesischen Geschichte, beschäftigt sich mit der Sonderstellung, welche Oberschlesien in der Geschichte eingenommen hat. Auf den 20 Seiten, welche der Aufsatz umfaßt, wird uns bald zu Anfang gezeigt, wie schon von dem Momente ab, in welchem Schlesien in die Geschichte tritt, Oberschlesien seine Sonderstellung dem andern Schlesien gegenüber betont und zum Ausdruck bringt. Bald nachdem 1163 die Vermittelung Kaiser Friedrichs des Rotbarts den Söhnen des vertriebenen Polenherzogs Wladyslaws II. als väterliches Erbe zwei Herzogtümer im oberen Oberlande ausgewirkt hatte, entstanden zwischen den beiden Herzögen, denen die Landeschenkung von 1163 zu gute kam, Streitigkeiten. Der zweite Bruder, dem 1163 nur das Herzogtum Ratibor zugefallen war, strebte nach Vergrößerung seines Anteiles. Diese durchzusetzen ist ihm nicht nur aus Wohlwollen des polnischen Großfürsten, der ihm das Pleß-Beuthener Land schenkte, sondern auch auf Unkosten seines Bruders gelungen, dem er das Herzogtum Oppeln abrang. Der Vergleich, der darauf zwischen beiden schlesischen Fürstenhäusern nach dem Tode Boleslavs des Langen 1202 geschlossen wurde, vererbt die zwischen beiden Brüdern entstandene Zwietracht auf ihre Nachfolger und hebt jedes andere Erbrecht zwischen beiden Fürstenhäusern auf. Der gemeinsame Ursprung beider Anteile wird vergessen und während die schlesischen Herzöge nach eingetretener Erbteilung und Zerspitterung des Landes den Titel eines Herzogs von Schlesien dem speziellen Titel Herr von Breslau, Liegnitz, Schweidnitz u. s. w. voranstellten, gebrauchten die oberschlesischen Herzöge den Titel eines Herzogs von Schlesien nicht und nennen sich gewöhnlich Herzöge von Oppeln. Eine Zweiteilung des Landes war also schon im XIII. Jahrhundert vorhanden. Dieser politischen Zweiteilung entsprach auch eine Verschiedenheit der Einwohnerschaft in nationaler Beziehung. Während in Nieder- und Mittelschlesien die Germanisation im 13. Jahrhundert bereits stark vorgeedrungen war, war Oberschlesien kaum von ihr berührt worden. Am Ausgange des 13. Jahrhunderts war es soweit gekommen, daß die oberschlesischen Fürsten sich durch einen Vertrag mit dem König von Böhmen dazu verpflichteten, im Eventualfalle auch gegen die ausdrücklich genannten Herzöge von Schlesien Hilfe zu leisten.

Allerdings ist diese Abmachung ohne Belang geblieben, da ja im

14. Jahrhundert ganz Schlesien sich unter die Lehnsheheit Böhmens begeben hat. Die gemeinsame Abhängigkeit von der Krone Böhmen ist dann ein Band geworden, welches sämtliche, die eigentlich schlesischen und die ober-schlesischen, Fürstentümer zu einem Ganzen vereinte.

Der Name Oberschlesien, Silesia Superior, der vermutlich bereits früher bekannt war und angewandt wurde, läßt sich in Urkunden oder Chroniken nicht vor der Mitte des XV. Jahrhunderts nachweisen. Das erste urkundliche Vorkommen des Namens Oberschlesien gehört in das Jahr 1469, wo die Fürsten von Oberschlesien als solche eine eigene Urkunde ausstellen. Im Olmüzer Vertrage von 1479 wird von beiden Schlesien (utraque Silesia) gesprochen und 1490 Herzog Kasimir von Teschen zum Hauptmann beider Schlesien ernannt. Bielik von Kornicz war längere Zeit Hauptmann von Oberschlesien. „Es drängt uns nichts zu der Annahme — sagt Grünhagen — daß die ober-schlesischen Herzöge jener Zeit eine deutsch-feindliche Richtung vertreten hätten, aber noch weniger haben wir ein Recht, sie uns als national deutsch gesinnt vorzustellen.“ Unter Habsburgischer Herrschaft bestand der Gegensatz zwischen Ober- und Niederschlesien nicht nur weiter fort, sondern wurde durch das Hinzutreten eines konfessionellen Moments noch verschärft. Während im sonstigen Schlesien die Reformation starke Verbreitung fand, wurde Oberschlesien von ihr, wie seiner Zeit von der Germanisation, nur gestreift. „So stand denn das überwiegend slavische und katholische Oberschlesien dem fast durchweg germanisierten und überwiegend protestantischen Mittel- und Niederschlesien gegenüber.“

Interessant sind die weiteren Ausführungen Grünhagens darüber, wie der erste schlesische Krieg die Gefahr einer Lostrennung Oberschlesiens vom übrigen Schlesien so nahe gebracht hat, wie es kaum jemals im Verlauf der schlesischen Geschichte der Fall gewesen ist. Die Leser, die dafür Interesse haben, verweisen wir auf den Artikel selbst, da an dieser Stelle füglich nur ein Hinweis, nicht aber ein vollständiger Auszug gegeben werden kann, noch beabsichtigt war.

Zum Schluß betont Grünhagen, wie nur ein geringer Teil des ganzen Oberschlesien, d. h. der sogenannte Industriebezirk, durch seine reichen unterirdischen Schätze die Aufmerksamkeit aller auf sich gelenkt habe, und meint, wir hätten, wie man einst im XV. Jahrhundert von zwei Schlesien sprach, heute zwei Oberschlesien vor uns, und fügt die beherzigenden Worte hinzu: „Für die Schlesier aber gehören beide Schwestern, die reichere und die ärmere zur Familie, und der durch so lange Jahrhunderte und unter so schwierigen Verhältnissen festgehaltene Zusammenhang des ganzen Landes steht für sie außer aller Frage.“

\*

\*

\*

Eine Behandlung, wie sie diesem Ländchen noch nie zuteil geworden ist und wie sich einer solchen kaum eine Gegend der preußischen Monarchie rühmen darf, hat unser Oberschlesien durch das 186 Seiten starke Buch des Professors der Geographie an der Universität zu Breslau, Dr. Joseph Partsch, erfahren. Das Buch, das auch einzeln zu haben ist (Preis 5 Mark), bildet das erste Heft des zweiten Teiles des in großem Stile angelegten Werkes des Verfassers: Schlesien, eine Landeskunde für das deutsche Volk. Wer den ersten Teil bereits kennt, der wird mit hohen Erwartungen an das neue Heft herantreten, seine Erwartungen aber noch übertroffen finden. Was gediegene, durch gründliches und kritisches Studium fremder Schriften, durch eigene, das Große umfassende und ins Detail eindringende Anschauung erworbene Sachkenntnis, gepaart mit einer vorzüglichen Darstellungskunst und schöner, kerniger Sprache zu schaffen vermag, das hat uns Partsch durch dieses Heft aufs neue gezeigt.

Wenn uns in dem eben angeführten Aufsatz Grünhagens der Historiker die Sonderstellung beleuchtet, welche Oberschlesien im Laufe der Geschichte für sich in Anspruch nahm, so sagt uns hier bald am Eingang des Buches der Geograph, als der ja der Verfasser vornehmlich in seinem Werke uns entgegentritt, daß auch geographisch Oberschlesien eine Sonderstellung beansprucht: „Es gibt eine Reihe bezeichnender Eigentümlichkeiten, welche jedem Kenner des Landes (Oberschlesien) beim Klange seines Namens vor die Seele treten und zu einem Charakterbilde mit festen Zügen sich zusammenschließen. Aber völlig klar tritt dies Bild nur hervor, wenn man den Begriff Oberschlesien eng begrenzt, wenn man von ihm ausschließt, was die geschichtliche Entwicklung seit lange von ihm geschieden, aber auch was sie erst nachträglich ihm hinzugefügt hat. Nur der Kern des Landes ist wirklich ein natürliches und kulturgeographisches Einzelwesen, das eine einheitliche Erfassung nicht nur verträgt, sondern auch verlangt.“ Auf den ersten Seiten seines Buches gibt Partsch, in dem Kapitel „Land und Leute“, indem er von den dem eigentlichen Oberschlesien nur äußerlich angefügten Landstrichen, wie das bischöfliche Fürstentum Neisse und das Oppaland, vorläufig absieht, eine gedrungene Charakteristik des Kernes von Oberschlesien, des Gebietes der alten Herzogtümer Oppeln und Ratibor, eines fest abgeschlossenen, wohl-abgerundeten Gebietes von 10500 Quadratkilometern. „Die Oberfläche dieses Landes — sagt Partsch — ist nicht mit sehr kräftigem, tiefdringendem Griffel von der Natur modelliert worden. Neben der Flachheit des Landes, das nur einen ganz geringen Gegensatz von Berg und Tal kennt, ist in zweiter Reihe charakteristisch an demselben, daß sein größter Teil von Flächen des Diluviallandes eingenommen wird; welche den Fleiß des Acker-

bauers weder locken, noch lohnen. Zur vorwiegend ungünstigen Bodenbeschaffenheit gesellte sich noch ein wenig freundliches Klima und häufige Hochfluten, wodurch die Entwicklung der Landeskultur in den alten Herzogtümern Oppeln und Ratibor solange niedergehalten wurde, als sich diese im wesentlichen mit dem begnügte, was die Landoberfläche bot."

Die eben angeführten Faktoren bewirken aber — nach Partsch — auch heute noch eine für das Kulturbild Oberschlesiens bedeutsame Erscheinung: die Erhaltung eines ungewöhnlich starken Großgrundbesitzes. Dieses hänge mit der gewaltigen Ausdehnung des Waldes zusammen, welcher letztere der einfache Ausdruck der dem Anbau abholden Natur des Landes sei. Partsch fügt seinem Buche eine kolorierte Karte bei, welche die Ausdehnung des in Oberschlesien vertretenen Großgrundbesitzes zur Anschauung bringt. Er verkennt in seinen Ausführungen nicht, daß neben den Bodenverhältnissen und den klimatischen Eigentümlichkeiten auch die geschichtliche Entwicklung der Aufteilung des Bodens hinderlich gewesen sein mag, scheint aber solchen geschichtlichen Zufälligkeiten nur eine sehr, sehr geringe Bedeutung beizumessen. Allerdings ist es schwer, die Wirkung der verschiedenen, der geographischen wie der historischen Faktoren, genau gegeneinander abzuwägen, und wenn ich auch alles, was Partsch über die Beeinflussung der hervorgehobenen Grundbesitzverhältnisse durch die Beschaffenheit des Bodens und des Klimas in so einleuchtenden Worten ausführt, gelten lassen will, vermag ich mich dennoch einzelnen geschichtlichen Tatsachen und der Anrechnung von Zufälligkeiten nicht zu verschließen, welche selbständig und unabhängig von der Bodenbeschaffenheit an der Erhaltung des hier so charakteristischen Großgrundbesitzes mitgewirkt haben. Wer vermag es zu sagen, ob z. B. das Fürstentum Pleß, eines der ausgedehntesten Großgrundkomplexe Oberschlesiens, sich als solches bis auf den heutigen Tag erhalten hätte, oder aber in kleinere Gebiete zerfallen wäre, wenn es nicht im 16. Jahrhundert zufällig in den Besitz des Bischofs von Breslau Balthasar von Promnitz gekommen wäre, der nur seiner persönlichen Neigung folgend, diesen Komplex durch eine im Jahre 1561 errichtete Successionsordnung zu einem unteilbaren Fideikommiß gemacht, und wenn ein zweiter Zufall es nicht bewirkt hätte, daß dieser Besitz, durch Vererbung auch auf die weiblichen Linien, sich bis jetzt unter den Abkömmlingen der alten Promnitze fortvererbt hätte? Bevor es in die Hände der Promnitzer kam, befand Pleß sich auf dem Wege der Zersplitterung, denn zahlreiche Vasallengüter und die ganze ausgedehnte Herrschaft Myslowitz hatten sich von ihm durch Abverkauf und Belehnung abgebrockelt, und hätten diese Absplitterungen nicht stattgefunden, bevor Balthasar von Promnitz die Herrschaft Pleß erworben hatte, so wäre der Grundbesitz der

heutigen Fürsten von Pleß um die Hälfte oder darüber größer, als wie er heute in Oberschlesien ist. Nur als Zufall, und als „bloße Laune der geschichtlichen Entwicklung“ — um mit Partsch, jedoch gegen ihn zu sprechen — muß man es bezeichnen, daß ein Grundkomplex wie das Fürstentum Pleß heute vorhanden ist, nur ein Zufall andererseits ist es, daß dieser Komplex nicht noch größer ist. Eine andere geschichtliche Erscheinung, welche die Entwicklung des Grundbesitzes in Oberschlesien, allerdings nach einer anderen Seite hin, beeinflußt hat, nämlich die durch das polnische Erbrecht bedingte, ins Endlose sich fortsetzende Teilung der Landgüter, wie sie bei dem in Oberschlesien früher sehr verbreiteten polnischen Adel üblich war, und die meines Erachtens das Verschwinden dieses Adels aus Oberschlesien verursacht hat, will ich nur erwähnen, ohne die weiteren Folgerungen daraus zu ziehen.

In demselben Kapitel, in dem Partsch mit meisterhafter Hand die Charakteristik des Landes entwirft, gibt er uns auch in kernigen Worten eine Schilderung des Volkes und seiner sozialen Lage, ohne jedoch auf Sprache, Sitten, Bräuche u. s. w., überhaupt auf die ethnologische Seite einzugehen. Wiewohl man dies in einer so gründlichen und ausführlichen Landeskunde vermißt, muß man doch dem Verfasser ein Lob dafür zollen, daß er sich über einen Gegenstand, den er, wie die Sprache der obererschlesischen Bevölkerung, wohl nicht beherrscht, lieber ausgeschwiegen hat, als daß er, wie es leider viel schlesische Schriftsteller tun, uns unzureichendes vorsetzte.

Die folgenden Kapitel behandeln die Gliederung Oberschlesiens, den Südosten mit seinem Kohlenbecken, den Erzlagerstätten, dem Bergbau- und Hüttenwesen, dem Pleß-Rybniker Hügelland und dem obererschlesischen Industrierivier, dann den Nordosten Oberschlesiens, d. h. den obererschlesischen Müschelkalkfrücker und das Waldgebiet der Malapane und des Stober, den Südwesten Oberschlesiens, der das Lößland um Leobschütz umfaßt, und den Nordwesten Oberschlesiens oder das walddreiche Gebiet um Falkenberg.

Den Freund Oberschlesiens berühren sehr angenehm die optimistischen Anschauungen, die Partsch hinsichtlich des Reichtums und der Ausdehnung des Kohlenreichtums unseres Landes hegt. Nach seiner Ansicht ist unser Bergbau vorläufig nur beschäftigt, den Rahm abzuschöpfen. Nachdem er die verschiedenen, bis jetzt vorgenommenen Schätzungen des obererschlesischen Kohlenreichtums durchgeht, kommt der Verfasser zu dem Resultate: Jedenfalls umschließt der Boden Oberschlesiens allein so viel fossilen Brennstoff, wie die Gesamtheit der britischen Inseln und stellt alle kontinentalen Kohlenvorräte, selbst die des Ruhrbeckens, in Schatten. Wenn schon gegenwärtig die Wichtigkeit des obererschlesischen Kohlenreviers in raschem Steigen begriffen sei, müsse man doch seine Zukunftsbedeutung als nahezu unermesslich bezeichnen.

Es ist natürlich, daß Partsch am längsten bei der Schilderung der ober-schlesischen Industrie, der ihr zu Grunde liegenden unterirdischen Schätze und der Verbreitung, der Beschaffenheit, der Verwertung und Verarbeitung dieser sich aufhält. Mit Vorliebe berücksichtigt er auch hier die sozialen Verhältnisse und verbreitet sich demgemäß ausführlich über die bergbaulichen Vorrechte einzelner ober-schlesischer Magnaten. Gerecht ist der wider die ältere Verwaltung und Rechtsprechung Preußens vom Verfasser erhobene Vorwurf, zwischen den widerstreitenden Ansprüchen des Fiskus und der großen Grundherren schwankend und nicht einheitlich entschieden zu haben. In der That ist manchem viel weiter, als notwendig oder durch die geschichtliche Entwicklung gerechtfertigt war, entgegengekommen worden, manchem hinwiederum, gleichfalls aus Unkenntnis der geschichtlichen Entwicklung schlesischer Rechtsverhältnisse, Rechte, auf die er Anspruch hatte, verkümmert worden. Zu dieser schwankenden und uneinheitlichen Lösung wäre es jedoch nicht gekommen, wenn man sich in die Rechtsgeschichte Schlesiens mehr vertieft oder das Material für dieselbe überhaupt zugänglicher gemacht hätte. Aus ab und zu auftauchenden Zeitungsnachrichten ist es ja allgemein bekannt, daß die Streitigkeiten um das Bergregal oder um besondere bergbauliche Vorzugsrechte in Oberschlesien noch immer fortgesetzt werden und die Zeit ihres Aufhörens gar nicht abzusehen ist. Wenn man nun im allgemeinen Interesse wünschen müßte, daß der wissenschaftlichen Forschung die Möglichkeit gegeben werde, durch eine gründliche, auf Aktenstudium sich stützende Untersuchung die verwickelten Verhältnisse klarzulegen und so der Rechtsprechung das Auffinden der richtigen allgemeinen Gesichtspunkte zu erleichtern, verfolgen die Behörden, welche diese Akten in Verwahrung haben, leider immer noch das veraltete Prinzip des Geheimhaltens, oder was allerdings noch viel unheilvoller ist, sie begünstigen durch Vorlegung ihres Aktenmaterials nur solche Veröffentlichungen, bei denen eine Darstellung im fiskalischen oder dem Fiskus genehmen Sinne von vornherein vorausgesetzt werden kann. Daß ein solches Verhalten der maßgebenden Stellen und die durch dasselbe gezeitigte einseitige Literatur nicht dazu geeignet ist, die ohnehin verwickelten Verhältnisse aufzuklären, versteht sich von selbst. Nur infolge Unkenntnis der vorangegangenen geschichtlichen Entwicklung hat die Verwaltung und Rechtsprechung in Preußen die verworrenen bergrechtlichen Zustände in Oberschlesien geschaffen, nur durch eine offene, nicht von einseitigem Standpunkte geleitete Klarlegung der Vergangenheit kann das geschaffene Wirrsal der Lösung entgegengeführt werden.

Am Schlusse des der Industrie gewidmeten Kapitels schildert Partsch die kolossalen Arbeiten, zu denen die Großindustrie im Interesse der Wasser-

versorgung der Bevölkerung gezwungen war, und schließt diesen Abschnitt mit folgenden Worten:

„Die Gesamtheit dieser opfervollen Arbeiten für die Wasserversorgung des Industriebezirkes ist eine bewundernswerte Kulturschöpfung. Aber wer sie staunend mustert, fühlt sich doch beschlichen von einer leisen Bangigkeit darüber, daß nur das verwickelte Getriebe eines großen, regelmäßig arbeitenden Mechanismus den Hunderttausenden, die sich auf dem vom Bergbau unterwühlten Boden hier zusammendrängen, ein einfaches unentbehrliches Lebensbedürfnis zu sichern vermag. Auch ernährt können diese Hunderttausende nur werden, wenn das Uhrwerk der Arbeit und Verkehrs ungestört im Gange bleibt. Unwillkürlich wird die Erinnerung wach an die großen Menschenansammlungen der antiken Kulturwelt, an ihr wohlgeflochtenes Straßennetz, ihre Getreideschiffe und die stolzen Bogenreihen ihrer Aquädukte. Je künstlicher gesichert die Bedingungen des Lebens waren, desto schneller brach diese Welt zusammen beim Ansturm der Barbaren. Man wagt den Gedanken kaum auszudenken, wie es in den betriebsamen Werkstätten der ober-schlesischen Industrie hergehen würde, wenn der Pulsschlag ihres Arbeitslebens auf einmal stockte, oder wenn der rohe Vernichtungstrieb innerer oder äußerer Feinde in Stunden das zerrüttete, was Jahrzehnte zum Wohle des dürstenden Volkes hier gebaut haben.“

Zuverlässig und anziehend wie die Schilderung des ganzen Landes ist auch die Beschreibung seiner einzelnen kleineren Bestandteile. Ob wir die Darstellung des Pleß-Rybniker Hügellandes oder des Waldgebietes der Malapane und des Stober vornehmen, überall finden wir dieselbe Fülle von zuverlässigen Daten, überall die interessante und fesselnde Weise der Erzählung. Berichtigend sei nebenbei bemerkt, daß der 1861 in den Pleßer Forsten ausgesetzte nordamerikanische Wapitihirsch, den der Verfasser S. 88 erwähnt, dem ungünstigen Klima und dem Mangel an ihm zusagender Nahrung erlegen und ausgestorben ist, daß aber eine Kreuzung dieses Hirsches mit dem einheimischen Rotwild sich erhalten hat, wie auch daß der Oberlauf der Weichsel bis zur Einmündung der Przemsa Wiselka, nicht Wisleka, wie S. 84 angegeben, heißt.

Ob ich das Partsch'sche Buch den Lesern unserer Zeitschrift noch besonders empfehlen soll? Wenn ich es tue, so soll es mit den Worten geschehen: wer dieses Buch noch nicht gelesen hat, der lese es, wer es schon gelesen hat, der lese es noch einmal.

## Geschichte der Parochie Gross-Rudno,

insbesondere der Dörfer Groß-Rudno, Rudzinitz, Łaskarzewka,  
Tatischau und Plawniowitz.

Von

Dr. Johannes Chrząszczy in Peiskretscham.

**Z**ur Parochie Groß-Rudno gehört das angrenzende Dorf Łaskarzewka mit Pielahütte und die nördlich an der Klodnitz gelegenen Dörfer Tatischau und Plawniowitz. Außerdem ist die Filialgemeinde Rudzinitz mit Groß-Rudno verbunden.

Im folgenden soll ein Beitrag zur Geschichte dieser Dörfer gegeben werden.

I.

### Groß-Rudno.

Der Name Rudno ist vom slavischen Worte ruda Erz, Eisenerz abzuleiten. Es gibt in Oberschlesien mehrere Orte, welche dieselbe Ableitung haben, so Ruda im Kreise Zabrze, Rudy-Piekar im Kreise Beuthen, Rudy-Kauden im Kreise Rybnik. Auch in anderen, ehemals oder jetzt noch von Slaven bewohnten Gebieten kommt dieser Ortsname vor, so in Galizien, Nieder-Ungarn, Mecklenburg, Brandenburg, Masovien. Die ursprünglichen Bewohner, welche den Ort anlegten, waren mithin Slaven.<sup>1)</sup>

Der Name Rudno ist adjektivisch, mit Ergänzung etwa von pole, also rudno pole erzhaltiges Feld. Wird nun in Rudno Erz gefunden? Daß das Gebiet in der That erzhaltig ist, geht daraus hervor, daß Graf Scherr-Thof etwas nördlich von Rudno in den Widower Bergen nach Erz und Kohle graben ließ. Der Bohrer brach ab und blieb in der Erde stecken. Mehrere Jahre später wurden die Versuche wiederholt; man fand 1865 in den Widower Bergen Erze, die indessen nur einen schwachen Eisengehalt, etwa 26% aufwiesen. Der Schacht war damals ausgezimmert und noch nicht geschlossen. Auch in Rudzinitz wurden 1865 ähnliche Versuche mit demselben Erfolge angestellt. Der Schacht wurde 36 Facher tief gelegt; man kam auf Steinkohlen, doch war der Flöz nicht ergiebig.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Nach den Notizen des geistlichen Rats Dr. Augustin Welzel in der Chronik von Rudno.

<sup>2)</sup> Chronik von Rudno. Diese wurde von den Pfarrern Wentrich, Smola, Hübscher und Kosellek angelegt, indem in einen Folioband verschiedene Notizen, meist ungeordnet, eingetragen wurden. Im folgenden wird sie kurz „Chronik“ zitiert.

Der Name eines Ortes ist oft ein Stück seiner ältesten Geschichte. Als die Slaven Rudno und Rudzinitz gründeten, gab das Erz, welches sie dort fanden und vielleicht auch verarbeiteten, Veranlassung, den Namen der Niederlassung gerade an ruda anzuknüpfen. Aus uralter Zeit wurden 1844 und 1845, als die oberschlesische Eisenbahn gebaut wurde, dort wo jetzt der Bahnhof und die umstehenden Gebäude in Rudzinitz sich befinden, zahlreiche Urnen mit eisernen Messern und Lanzenspitzen entdeckt. Auch wurden auf dem Rudzinitzer Felde mehrere Streitärte gefunden. Wo die Kapelle in Lohnia unweit Rudzinitz steht, sind auch viele Urnen zu Tage gefördert worden. Dieser heidnische Begräbnisplatz zieht sich über die Chaussee nach dem Kretscham hin. Auch in der Sandgrube beim Lohniaer Vorwerk fanden sich Urnen. Auf einem Hügel bei Widow soll eine heidnische Opferstätte gewesen und der Opferstein um 1870 beim Schulbau zu Widow in den Fundamenten verwendet worden sein.<sup>1)</sup>

Wann wird nun Rudno zum ersten Mal urkundlich erwähnt? Bereits 1228. Als nämlich in diesem Jahre Herzog Kazimir von Oppeln eine Urkunde in Oppeln ausstellte, durch welche er das von seiner Mutter Eudmilla in Rybnik gegründete Frauenkloster nach Czarnowanz verlegte, wurden viele Zeugen zugezogen, unter diesen auch Johann von Rudno.<sup>2)</sup>

Der Name des damaligen Besitzers von Rudno hat sich lange erhalten, denn noch um 1305 wird „Rudno Janconis“ erwähnt, also Rudno des Johann, denn Janco ist identisch mit Johann.<sup>3)</sup>

Dieses Rudno Janconis zerfiel um 1305 in zwei Anteile: Der eine Anteil gehörte dem Dobrogost, der andere dem Nawoj.<sup>4)</sup> Letzterer ist auch sonst bekannt. Als bereits am 24. September 1286 Kazimir, Herzog von Beuthen und Herr von Kosel, in Glewitz den Verkauf der Scholtisei von Ostroppa durch den Scholzen Jacob an Radoslaus bestätigte, erschien als erster unter den Zeugen Nawogius von Laband. Offenbar ist dieser Nawogius dieselbe Person, wie Nawoj oder Navico. Die Familie Nawoj besaß übrigens einen Anteil von Rudno bis tief ins siebzehnte Jahrhundert. Wer aber jener Dobrogost, welches seine Nachkommen gewesen, ist unbekannt.

<sup>1)</sup> Chronik 156. — Die Gegend von Cost, Blotnitz, Annaberg, Keltzsch ist bekanntlich reich an Altertumsfunden. Verfasser dieses besitzt aus einem Funde bei Lohnia zwei große Bronzeringe, die er noch zu beschreiben und eventuell dem Museum zu Breslau zu überweisen gedenkt. — Im 4. Bericht des Museumsvereins 1866 S. 78 wird Rudzinitz als Fundort eines heidnischen Feuersteinmeißels erwähnt.

<sup>2)</sup> Regesten 530. Danach ist Neulings Angabe, Schlesiens Kirchenorte 1902, 268, zu ergänzen, wonach Rudno zum ersten Male erst um 1305 erwähnt wäre.

<sup>3)</sup> Liber foundationis S. 95.

<sup>4)</sup> Ebendort.

In der Chronik von Rudno wird die interessante Vermutung ausgesprochen, daß in den ältesten Zeiten Rudno nach Laband eingepfarrt war. Diese Vermutung erhält schon dadurch eine Stütze, daß Nawoj von Laband (1286) auch einen Teil von Rudno (um 1305) besaß.

Hierzu kommt folgende Erwägung. In einem früheren Aufsatz: „Beiträge zur Geschichte der Pfarodien im Archipresbyterate Gleiwitz“ ist im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift bezüglich der Pfarrei Laband von mir nachgewiesen worden, daß dieselbe um 1217 in ihren Grenzen festgesetzt worden ist. Bei dieser Abgrenzung wird Rudno zur Pfarodie Laband nicht gerechnet, und doch bezog der Pfarrer von Laband auch nach der Abgrenzung Zehntgetreide von gewissen Ackerstücken in Rudno. Wie kam er dazu? Seine Berechtigung datierte eben aus der Zeit, als Rudno noch nach Laband eingepfarrt war. Durch die Umpfarrung schied zwar Rudno aus dem Pfarrverbande aus, aber die frühere Berechtigung des Pfarrers blieb unangetastet.

Die alten slavischen Pfarreien in Schlesien hatten, wie Schulte überzeugend nachgewiesen hat, einen sehr großen Umfang. Sie waren sämtlich auf Naturalabgaben, den Getreidezehnt fundiert. Erst mit der deutschen Kolonisation seit Beginn des 13. Jahrhunderts wurden die großen slavischen Pfarrbezirke durch Errichtung neuer Pfarreien zerschlagen und letztere auf den Ertrag der Wiedemut fundiert. Das Merkwürdige war, daß der alten Pfarrkirche das ursprüngliche Recht auf den Getreidezehnt in den neuen Pfarreien gewahrt blieb oder wenigstens beansprucht wurde.<sup>1)</sup>

Aus der Tatsache also, daß der Pfarrer von Laband schon um 1217 aus Rudno Getreidezehnt bezog, schließen wir, daß Rudno vor 1217 zur Labander Kirche gehörte. In demselben Augenblicke, als es aus dem Verband der Pfarrkirche zu Laband ausschied — also um 1217 — dürfte es von seinem damaligen Grundherrn mit einer Wiedemut versehen und dadurch zur selbständigen Pfarrei erhoben worden sein. Vielleicht ist der oben erwähnte Johann von Rudno der Begründer der neuen Pfarrei.

Auch Rudzinitz — das indessen unter diesem Namen viel später genannt wird — mag um jene Zeit, also auch um 1217, durch Ausschneiden aus dem Pfarrverband von Laband und durch Dotation mit einer Wiedemut zu einer selbständigen Pfarrei sich entwickelt haben.

<sup>1)</sup> Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertümer Schlesiens XXXVI, 388 ff. Schulte, Die Entwicklung der Parochialverfassung und des höheren Schulwesens Schlesiens im Mittelalter.

Zu diesem Schluß drängt folgende Betrachtung. Im Jahre 1317 wurde ein lateinisches Notariats-Instrument auf Veranlassung des Pfarrers Nicolaus Schaffel von Laband entworfen. Danach bezog der Pfarrer von Laband seit Menschengedenken, ja seit hundert Jahren und darüber, den vollen Garbenzehnt aus Rudno Łaskowy und Plawniowice; dann bezog er einen Geldzehnt (*decimam pecuniam*) in unum in Rudno in fine.<sup>1)</sup> Letzterer Text ist verdorben. Es fragt sich, was bedeutet Rudno Łaskowy, was Rudno in fine?

Nehmen wir zur Erklärung eine andere Urkunde, die aus derselben Zeit stammt, das Fundationsbuch des Bistums Breslau. Es wird darin ein Rudno Symonis (Rudno des Simon) und ein Rudno Janconis (Rudno des Johann) unterschieden. Letzteres zerfällt, wie bereits erwähnt worden, in den Anteil des Dobrogost und des Nawoj (Nawoj). Sowohl in dem Rudno Symonis wie in dem Anteil des Nawoj sind gewisse Ackerstücke nach Laband zehntpflichtig.<sup>2)</sup>

Vergleichen wir beide Stellen mit einander, so ist eine Erklärung des Rudno Łaskowy und Rudno in fine („Rudno am Ende“) nicht möglich. Da kommt uns zu Hilfe das bischöfliche Visitationsprotokoll vom Jahre 1679! Danach bezog der Pfarrer von Laband aus Łaskarżowka den vollen Garbenzehnt, aus Rudziniż den Geldzehnt. Demnach ist das 1317 genannte Rudno Łaskowy identisch mit Łaskarżowka, denn Łaskarżowka heißt Anteil des Łaskarż, also des Łasko, Rudno in fine identisch mit Rudziniż.

ferner muß Rudno Symonis als Rudziniż, Rudno Janconis als Rudno in Anspruch genommen werden.<sup>3)</sup>

Rudziniż ist das Deminutivum von Rudno und bedeutet Klein-Rudno. Im Gegensatz hierzu hieß Rudno „Groß-Rudno“. So in der Rechnung des Peterspfennigs vom Jahre 1447. Nach dieser Rechnung entrichtete Rudno maius (Groß-Rudno) 3 Groschen, Rudno minus (Klein-Rudno oder Rudziniż) 4 Groschen Peterspfennig. Zugleich geht unzweifelhaft hervor, daß damals beide Orte selbständige Parochieen waren.<sup>4)</sup>

Im Jahre 1495 wurde die große Glocke von Rudno gegossen. Sie trägt in gotischen Minuskeln die damals übliche Inschrift: O rex glorie veni cum pace. A. D. MCCCCXCV. Inri. Ihs. Maria. Das bedeutet:

<sup>1)</sup> Das Instrument ist abgedruckt in „Oberschlesien“ I, 24 ff. Rudno Łaskowy — eigentlich müßte es heißen Łaskowe — bedeutet: das dem Łasko gehörige Rudno.

<sup>2)</sup> Liber fundationis Episcopatus Vratislaviensis 95. Das „rätselhafte Nawoj“ (Oberschlesien I, 28) ist Nawoj.

<sup>3)</sup> Auch Neuling hat a. a. O. Rudno Symonis richtig als Rudziniż erklärt. (S. 269.)

<sup>4)</sup> Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertümer Schlesiens XXVII, 365.

„O König der Herrlichkeit, komme mit Frieden. Im Jahre des Herrn 1495. Jesus von Nazareth König der Juden. Jesus Maria“.<sup>1)</sup>

In jener Zeit muß der religiöse Eifer in Rudno lebhaft gewesen sein. Es handelte sich um eine durchgreifende Reparatur und Ausstattung der Pfarrkirche mit Büchern, Kelchen, Leuchtern und anderem Kirchengesamt. Auf Bitten des Matthaeus Radom und des Nicolaus Eacka, welche der Pfarrkirche des hl. Nicolaus zu Rudno große Verehrung entgegenbrachten, bewilligten mehrere Kardinäle zu Rom am 21. April 1500 einen Ablass von 100 Tagen an den Festen des hl. Nicolaus, Mariä Verkündigung, Kreuz-Auffindung, Johannes des Täufers und am Kirchweihfeste für diejenigen Besucher der Kirche, welche unter den üblichen Bedingungen ein Almosen zu dem gedachten Zwecke spenden würden.

Bischof Johannes Thurzo bestätigte die Ablassverleihung am 22. August 1500 zu Weisse, indem er seinerseits einen Ablass von 40 Tagen hinzufügte.<sup>2)</sup>

In der Chronik wird mit Recht darauf hingewiesen, daß die beiden Wohltäter schon durch ihre Namen zu der Pfarrkirche in Beziehung stehen: Nicolaus Eacka und St. Nicolaus als Kirchenpatron, Matthaeus Radom und St. Matthaeus, nach dessen Fest (21. September) am Sonntag das Kirchweihfest der Pfarrkirche gefeiert wird.

Matthaeus Radom ist übrigens ohne Zweifel identisch mit Matthias Radom, der am 10. März 1516 als Gleiwitzer Bürger mit noch zwei anderen Männern einen ganz ähnlichen Ablass in Rom für die Kreuzkirche in Gleiwitz erwirkte.<sup>3)</sup>

Aus derselben Zeit, dem Anfang des 16. Jahrhunderts, rührt ein grünsamtenes kostbares Messgewand. Durch das hohe Alter war es stark abgenutzt; 1890 wurden auf Kosten der Gräflichen Familie Ballestrem die Stickereien im Kloster Simpelsfeld an der holländischen Grenze kunstgemäß wiederhergestellt: auf dem Rückenkreuz Christus am Kreuze, über dem Kreuze die hl. Dreifaltigkeit, seitlich St. Petrus und St. Paulus, unter dem Kreuze die drei zum hl. Grabe Christi eilenden Frauen, darunter St. Andreas mit dem Kreuze, ganz unten das Opfer Abrahams.<sup>4)</sup>

Dazu gehört noch ein zweites Messgewand, nach Lutsch aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auf dem Rückenkreuz ist ebenfalls

<sup>1)</sup> Die Buchstaben Inri sind bekanntlich eine Abkürzung für Jesus Nazarenus rex Judaeorum, Jesus von Nazareth König der Juden. Ihs ist Abkürzung für das mittelalterliche Ihesus = Jesus. — Lutsch, Kunstdenkmäler IV, 391.

<sup>2)</sup> Die lateinische Urkunde ist abgedruckt bei Heyne II, 121.

<sup>3)</sup> Nietsche, Geschichte von Gleiwitz.

<sup>4)</sup> Chronik 132. Lutsch, Kunstdenkmäler IV, 391.

Christus am Kreuze, stark plastisch herausgearbeitet, nebst zwei Halbfiguren Maria und Johannes. Der Grund besteht aus spiralförmig in Anlegearbeit gereihten Metallfäden.

Zur Ausstattung der Kirche, wie sie infolge der Ablassbewilligung 1500 in Angriff genommen wurde, gehört endlich das gotische Klappaltärchen. Die Figur des Mittelteils, unter spätgotischem Schnitzbaldachin, fehlt. In den Vorderseiten der beiden Flügel stehen Schnitzfiguren halben Maßstabes: St. Petrus und St. Fabian, St. Paulus und St. Sebastian. Die Rückseiten der Flügel sind mit Heiligenbildern bemalt, St. Barbara und St. Andreas.<sup>1)</sup>

Rudno zerfiel seit alten Zeiten in mehrere Anteile. Im Jahre 1538 machte Michael v. Koczenski seiner Gattin Dorothea, Tochter des Caspar Wrochen, ein Leibgeding von 140 ungarischen Gulden auf Groß-Rudno.<sup>2)</sup> Ein anderer Anteil von Rudno gehörte dem Michael Nawoj von Dollna auf Wojczow. Dieser vertauschte einen Teil seines Erbes und das Oberrecht dem Michael Koczenski.

Auf Michael Koczenski folgten Alexander, Peter und Johann Koczenski. Peter Koczenski war mit Ursula, der Tochter des Tofter Hauptmanns Daniel v. Siemietzki vermählt. Im Jahre 1547 borgte er vom Magistrat zu Peiskretscham 40 ungarische Gulden zu 10%, welches Geld die Dotation des Apostelaltars zu Peiskretscham bildete. Auch sonst hatte Peter Koczenski Schulden; so war er der Nonne Magdalena Ottif und nach deren Tode der Dorothea Zawadzka 15½ Gulden jährlichen Zins schuldig.<sup>3)</sup>

Im Jahre 1567 traten Peter und Georg Koczenski auf. Letzterer war ein Sohn des schon genannten Alexander Koczenski. Etwas später werden Peter und Nicolaus Koczenski genannt. Nicolaus war ein Sohn des Johann Koczenski und dessen Ehefrau Anna Boje; er war Nefte des Peter und stand unter Peters Vormundschaft.

Nicolaus Koczenski vermählte sich 1592 mit Catharina Meninger. Unter ihm wurde von Gawel Trzesimiech 1604 ein schöner Messkelch der Pfarrkirche geschenkt. Entsch beschreibt denselben: „Der Kelch ist 22 Zenti-

<sup>1)</sup> Entsch a. a. O.

<sup>2)</sup> Rudno wurde im Unterschied zu Klein-Rudno oder Rudinitz, Groß-Rudno genannt. Dieser Name ist dem Dorfe auch dann geblieben, als die Bezeichnung Klein-Rudno verschwand und nur Rudinitz gebräuchlich wurde.

<sup>3)</sup> Die Koczenskische Schuldurkunde, böhmisch auf Pergament geschrieben, befindet sich im Magistrats-Archiv zu Peiskretscham. Vgl. Chrząszczy, Geschichte der Städte Peiskretscham und Toft. 1900. 41.

meter hoch, in Formen der Renaissance späten Gepräges, weißsilbern, zum Teil vergoldet. Am gebuckelten Knoten sind 6 Ösen für Anhängsel angeschmiedet. Am Schaft steht Jesus und Maria, den Sechspassfuß ziert getriebenes Ornament, ebenso den Belag der Kuppel.“<sup>1)</sup>

Von Nicolaus Koczenski stammt wahrscheinlich ein Missale (Meßbuch) 1612, das den Vermerk trägt *Generosus Dominus Nicolaus pro ecclesia Rudnensi emit 3 tal. in perpet.* Das heißt: „Der edle Herr Nicolaus hat es gekauft für 3 Taler für immer“. Er starb 1642 zu Rudno mit Hinterlassung eines Sohnes Georg und zweier Töchter Lyda (Eudmilla) und Maria. Lyda war seit 1642 mit Adam v. Manowski auf Pawonka vermählt. So kam die Familie Manowski in den Besitz eines Anteils Rudno.

Ein anderer Anteil von Rudno war zur Zeit, als Mansfeld, der Vorkämpfer des Protestantismus, im Jahre 1627 Schlesien durchzog, im Besitz des Georg Nawoj von Dollna. Wie so manche seiner Standesgenossen, schloß sich Georg Nawoj dem Grafen Mansfeld an. Er wurde durch eine kaiserliche Kommission zu einer Geldstrafe von 1600 Taler verurteilt. Da er nicht zahlen konnte, stellte er einen Schuldschein aus und versprach noch im laufenden Jahre Zahlung zu leisten. Aber seine ohnehin tief verschuldeten Güter kamen unter dem Druck des unseligen Krieges noch mehr herunter.<sup>2)</sup>

In den Wirren des dreißigjährigen Krieges litt auch die Pfarrwiedmut. Die Chronik schreibt darüber: „Es ist so gut wie gewiß, daß die Pfarrliche Wiedmut zu Rudno vor dem 30jährigen Kriege 1618 bis auf die Plawniowitzer Grenze im Walde sich erstreckt habe, weil alle benachbarten pfarrlichen Wiedmuten als zu Rudzinitz, Bojczow, Brzezinka, Groß-Patschin, Slawentitz, Jarischau bis an die Grenzen der benachbarten Dorfschaften gehen. Desgleichen war die zunächst der Pfarrkirche zu Rudno gelegene Gärtnerstelle auf der Seite gegen Morgen eine Küsterstelle oder Schule, weil bei allen benachbarten Pfarrkirchen jeder Küster oder Kirchenbediente, auch Schullehrer, mit Acker dotiert ist. Aber in dem unseligen 30jährigen Kriege ist die Dotation des Küsters verloren gegangen.“

Im Jahre 1672 erscheinen als Besitzer des Dorfes Rudno: Adam Franz Manowski und Friedrich Rogowski, welche am 22. April dieses

<sup>1)</sup> Eutsch a. a. O.

<sup>2)</sup> Nach Weltzels Notizen in der Chronik. — Im Oktober 1647 hatte Domina Koczenska (Witwe des † Nicolaus Koczenski) und Georg Nawoj je 24 Groschen an Bischofszehnt zu zahlen. Staatsarchiv Peiskretscham, fol. 33 ff.

Jahres den Martin Dricovius präsentierten.<sup>1)</sup> Zeitweise war Rudno sogar unter vier Besitzer geteilt. 1676 erschienen als solche: Christoph Manowski, Heinrich Rogowski (oder Rohowski), Johann Franz Manowski, Georg Dobschütz.

Aus den Jahren 1679, 1687 und 1697 sind bischöfliche Visitationsprotokolle im Domarchiv in Breslau in lateinischer Sprache vorhanden, denen wir viele historische Angaben auch über Rudno verdanken. Das erstgenannte Visitationsprotokoll 1679 ist auch das interessanteste. Es heißt darin:

Das Dorf Rudno gehört den Adligen Christophor Paczinsky und dem Johann Franz Manowski, katholischer Konfession. Die Kirche ist von Holz, dem hl. Nicolaus geweiht, 28 Ellen lang und 15 Ellen breit. Die inneren Wände sind mit Lehm und Kalk überzogen, sonst ohne jeden Schmuck. Die Sakristei ist von Holz. Auch der Glockenturm ist von Holz, darin werden zwei Glocken geläutet. Die beiden Altäre sind zwar nicht konsekriert, aber mit vergoldeten Skulpturen geschmückt und mit Altarmappen geziemend bedeckt.

Die Einkünfte der Kirche bestehen in 10 Bienenstöcken und 5 Kühen welche jährlich 3 Taler einbringen.

An Inventar sind vorhanden zwei silberne Kelche mit Potene, eine silberne Monstranz, ein Rauchfaß von Messing, zwei zinnerne Kännchen, zwei Meßbücher, neun seidene Kaseln u. s. w.

Pfarrer ist Martin Dricovius aus Centava, 56 Jahr alt. Die Humaniora hat er in Brünn, die Philosophie in Olmütz studiert. Wegen Mangel an Lebensunterhalt hat er seine Priesterweihe beschleunigt und am 17. September 1654 in Neisse empfangen. Auf Präsentation der Adligen Heinrich Pelka, Adam Franz Manowski und Friedrich Rogowski wurde er am 22. April 1672 als Pfarrer investiert. Er ist ein einfacher und rechtlicher Mann, um sein Amt besorgt, von den Bauern und Einwohnern wird er gelobt und geachtet.

Die Einkünfte der Pfarrei sind: eine Hufe Acker, ganz wüst und aus Mangel an Dienstboten nicht zu bebauen, weshalb ihn der Pfarrer an einen Bauer verpachtet hat. Aus dem Dorfe Rudno erhält er überdies von zehn Hufen je einen Scheffel Korn und ebenso viel Hafer. Aus Rudzinitz von 15 Hufen ebenfalls je einen Scheffel Korn und ebensoviel Hafer, aber

<sup>1)</sup> Vorgänger des Dricovius war Johann Zagurski, der älteste dem Namen nach bekannte Pfarrer von Rudno. Er wurde Cistercienser in Rauden und starb dort 1660. Die Präsentation stellte 1672 übrigens auch Heinrich Pelka aus, Besitzer von Rudzinitz. Mithin hatte schon damals Rudno und Rudzinitz einen und denselben Pfarrer, wie heute noch.

10 Hufen liegen wüßt. Aus Laszarzowka von 10 Hufen ebensoviel. Vom Dorwerk Szyrafowsky Garbenzehnt von allem Getreide. Aus Laszarzowka von 4 Bauern Garbenzehnt. Ebenso aus Rudno von 4 Bauern. Vom Dorwerk des Herrn Paczinsky Garbenzehnt von 3 Getreidesorten.

Das Pfarrhaus ist ein Bauernhaus mit 2 Stuben, daneben sind die Ställe und die Scheuer.

Einen Lehrer gibt es nicht, da er weder Wohnung noch Gehalt hat.

Das Visitationsprotokoll vom Jahre 1687 enthält manche neue Angaben: Die Kirche ist von Innen mit Lehm überzogen und bemalt. Die Decke ist alt, von Brettern und gleichfalls bemalt; der Fußboden von Ziegeln, teilweise von Erde; die Sakristei klein und düster, die Türe hat Eisenbeschläge. Über der größeren Türe ist ein Chor (pergula); hölzerne Bänke; der Glockenturm ist mit der Kirche verbunden, 2 Glocken hängen darin, die dritte Glocke befindet sich in dem Türmchen über der Kirche. Um die Kirche herum läuft ein Umgang. Das Patronatsrecht besitzt Christophor Manowski und Dorothea Starzinski.<sup>1)</sup>

Zu Ostern sind 150 Pönitenten. Pfarrer ist Johannes Boronowski aus Ujest, 26 Jahr alt, 1686 in Neisse ordiniert.<sup>2)</sup> Er war Kaplan in Slawikau ein Jahr, dann 9 Wochen in Cost. Am 2. Januar 1688 wurde er hier als Pfarrer investiert durch den jetzigen Erzpriester von Ujest. Die Wirtschaft führt ihm eine verwitwete Bäuerin.

Lehrer ist Matthaeus N. seit 5 Jahren. Eine Schule und Schulacker gibt es nicht. Der Lehrer wohnt daher in einem Häuschen bei der filialkirche in Rudzinitz, welches dem Pfarrer gehört. Der Pfarrer soll die Kirchenpatrone antreiben, daß sie (in Rudno) eine Stelle für die Schule anweisen.

An Vermögen besitzt die Pfarrkirche in Rudno 44 Taler und 2 Reichstaler (imperiales). —

Im Jahre 1689 veräußerte Daniel Starzinski den von seiner Gattin vor 2 Jahren übernommenen Anteil Rudno der Eleonora Isolde Zirowska geb. Reifewitz für 1825 Taler und nach kurzer Zeit, nämlich 1693 verkaufte diese denselben Anteil an Albert Leopold Paczinsky Grafen Tenczin auf Bittschin.

Zur Herrschaft Bittschin gehörten ursprünglich nur noch die benachbarten Dörfer Tatishau, Klischczau und Chechlau. Albert Leopold v. Paczinsky, Besitzer dieser Herrschaft, kaufte dazu Lohma, Widow und

<sup>1)</sup> Dorothea geb. Trzemesna, Ehefrau des Daniel Starzinski. Ihr erster Gemahl war Johann Franz Manowski.

<sup>2)</sup> Er war 20. Mai 1662 in Ujest geboren, wo die familie Boronowski jetzt noch blüht.

Ciochowitz, zuletzt den größeren Anteil Rudno (1695). Auch erlangte er vom Kaiser die Anerkennung seiner Verwandtschaft mit den ausgestorbenen Grafen Tenczin und zugleich die Reichsgrafenwürde. Er war nacheinander Landschreiber, Kanzler und Vice-Landeshauptmann der Fürstentümer Oppeln-Ratibor. Das hochgelegene, die ganze Gegend beherrschende Schloß zu Bitschin erbaute er 1700 und starb am 15. Februar 1706.<sup>1)</sup> Die Bitschiner Herrschaft übernahm der Sohn Franz Albert.

Der größere Anteil von Rudno, das eigentliche Groß-Rudno, blieb von nun mit der Herrschaft Bitschin vereinigt und teilte deren Schicksale. Dagegen der kleinere Anteil von Rudno gehörte der Familie Manowski.

Im Jahre 1697 wurde wieder eine Kirchenvisitation abgehalten. Das Patronatsrecht über die Kirche zu Rudno besaß damals Albert Leopold Paczinsky, Graf Tenczin und Christophor Manowski. Einkünfte der Kirche bildeten jetzt nur der Klingelbeutel und die freiwilligen Opfergaben der Parochianen. Ganz auffallend ist die Angabe, daß es zur Osterzeit 500 Pönitenten gab, während 1687 nur 150 vorhanden waren. Letztere Angabe dürfte auch für 1697 zutreffend sein. Die Anzahl der Parochianen war ganz gering. Pfarrer war 1697 noch Johann Boronowski, der inzwischen das Pfarrgebäude renoviert hatte; auch war eine Fundation errichtet worden; es fundierte nämlich Eva Elisabeth Manowski geb. Holly testamentarisch am 25. September 1696 fünfzig Taler auf den Manowskischen Anteil zur Abhaltung von Messen und Fürbitten.

Bezüglich des Lehrers lautet der Vermerk im Visitationsprotokoll 1697: „Ein Lehrer war zur Zeit der Visitation nicht vorhanden, auch gab es kein Schulgebäude noch Schulacker. Sonst hat der Lehrer von jedem Bauer einen Laib Brod und geringe Accidenz. Der Pfarrer vermochte bei den Patronen keinen Acker für ihn erlangen.“<sup>2)</sup>

Man kann leicht begreifen, daß ein Lehrer, wenn er weder ein Schulhaus noch einen Schulacker besaß und lediglich auf die wenigen Brode seitens der Bauern und die geringen Accidenzen von der Kirche angewiesen war, in Rudno keine Existenz hatte. Gleichwohl begegnet in den Kirchenbüchern 1705 der Lehrer Johann Pawelczyk aus Rosenberg (geboren 1684). In demselben Jahre ging Johann Boronowski als Pfarrer nach Peisfretscham, es folgte ihm Andreas Foitzik.

<sup>1)</sup> Welzel, Die Landesbeamten der Fürstentümer Oppeln-Ratibor, Zeitschrift XII. 40, 42.

<sup>2)</sup> Mit gütiger Erlaubnis des Archivdirektors Dr. Jungnitz sind vorstehende Angaben aus den Visitationsprotokollen 1679, 1687, 1697 entnommen worden.

Im Jahre 1724 wurde auf Grund der Visitation die Beschreibung der Diözese Breslau 1724 verfaßt.<sup>1)</sup> Es heißt hier bezüglich Rudno: „Der Pfarrer Andreas Foytick (= Fojtisk) aus Eiskowec ist 60 Jahr alt, 30 Jahre Priester, 19 Jahre Pfarrer. Das Patronatsrecht hat Albert Franz Graf Tenczin, Johann (Georg) Skal und Christophor Manowski, Besitzer des Dorfes. Dazu gehört die Fialkirche in Rudziniec, deren Patron Johann Ferdinand Graf Praschma ist. Die Parochie zählt 130 Katholiken, 14 Protestanten, 8 Juden. Außer geringer Landwirtschaft und Garbenzehnt von einigen Äckern hat der Pfarrer ungefähr 74 florin Einnahmen.“<sup>2)</sup>

Ebenso armselig, wie die Einkünfte des Pfarrers, waren die Einkünfte des Johann Georg v. Skal. In dem Steuerkataster vom 29. April 1723 gibt er die Nutzung seines Gutes auf nur 52 Taler an. Die Revisionskommission hat dieselbe auf 44 Taler erhöht. In der Steuererklärung heißt es beispielsweise: Melkkühe können nicht mehr (als zehn) gehalten werden, weil die Fütterung auf mehrere nicht zulänglich ist; die zu dem Vorwerk gehörigen (fünf) Dreschgärtner halten keine Melkkühe und keine Zuchtschweine. Die Äcker bestehen in nassem und morastigem Boden, bei nassen Jahren kann nicht einmal der ausgesäete Samen genützt werden. Interessant ist, daß unter den Ackerstücken eines das Nawojische heißt — eine Erinnerung an die früheren Besitzer. Zu dem Anteil gehörte auch ein Kretscham, doch lag dieser nicht an der Landstraße und brachte nur 9 Taler an Pacht ein; ein Jude war der Pächter.<sup>3)</sup>

Im Jahre 1733 verkaufte Johann Georg v. Skal seinen Anteil dem Waclaw Leopold von Schipp für 4133 Taler. Von diesem erbt es die Tochter Antonie, die mit Carl Josef v. Zajiczek vermählt war. Letzterer starb 1761. Die Witwe heiratete den Leutnant v. Koschützki; 1770 erbt das Gut ihr Sohn Josef v. Koschützki. Felix Friedrich v. Stümer erwarb Rudno für 10000 Gulden im Jahre 1772.<sup>4)</sup>

Von 1733 bis 1745 verjah das Pfarramt Carl Bernhard Zachnik. Unter ihm brannte das Pfarrhaus vollständig nieder. Die neue Pfarrei wurde auf einer anderen Stelle erbaut. Zachniks Nachfolger waren Pfarrer

<sup>1)</sup> Descriptio dioecesis Vratislaviensis 1724. Im Diöcesanarchiv. Ebenso die folgende Visitation 1727.

<sup>2)</sup> Es fällt auf, daß 1724 drei Besitzer des Dorfes genannt werden. Im Jahre 1716 hatte nämlich Johann Georg v. Skal den kleineren, Manowskischen Anteil Rudno von der Familie Manowski für 2200 Taler gekauft (Landbücher XVII, 391). Es gab 1724 nur zwei Anteile von Rudno, den Tenczinschen und den Skalschen, demnach auch nur zwei Besitzer. Vielleicht ist beim Verkauf des Manowskischen Anteils das Patronatsrecht nur zum Teil auf Johann Georg v. Skal übergegangen.

<sup>3)</sup> Herrschaftliche Spezifikation und Befundtabellen. XXXIX, 158 ff.

<sup>4)</sup> Nach Welkels Notizen.

Schimansky 1745—1755 und der tatkräftige Ivo Wentrich 1755 bis 25. März 1785. Wentrich legte eine Chronik an, in welcher er schreibt: „Bis 1770<sup>1)</sup> erhielt ich von dem Anteil Rudno ohne alle Widerrede die Missalien. Unter dem Besitzer v. Stümer, welcher in diesem Jahre den erwähnten Anteil Rudno kaufte, erhielt ich nichts“. Der Pfarrer baute die massive St. Johannes-Kapelle 1777 für 40 Taler, errichtete den Kreuzweg und regelte den Gottesdienst in Rudzinitz. Diese Gemeinde hatte nämlich Klage geführt, daß der Pfarrer von Rudno zu wenig Gottesdienst dortselbst halte. Die Klage konnte um so eher erledigt werden, weil dem Pfarrer, wenn auch nicht beständig, so doch von Zeit zu Zeit ein Kaplan zur Seite stand.

Felix Friedrich v. Stümer kaufte von der Gräfin Sobek auch Rudzinitz. Beide verkaufte er 1779 an Ludwig Friedrich Grafen Schlabrendorf und dieser 1782 an Johann Gustav v. Strachwitz auf Bitschin. Auf diese Weise kamen beide Anteile von Rudno in eine Hand, um nicht mehr getrennt zu werden.<sup>2)</sup>

Die Herrschaft Bitschin, zu welcher Rudno gehörte, kaufte Generalleutnant Paul v. Werner im Jahre 1785 für 318 166 Taler. Er war zugleich Besitzer von Rudzinitz, das er an den Generalmajor v. Groeling verkaufte, wobei er dem Käufer mehrere Realrechte auf der Herrschaft Bitschin einräumte.<sup>3)</sup>

Bei der Subhastation der Wernerschen Güter erstand 1790 Heinrich Leopold Graf Scherr-Thoß auf Weigelsdorf und Dobrau dieselben für 300 000 Taler.

In demselben Jahre 1790 wurde in Rudno die Orgel vom Orgelbauer Weiß aus Peiskretscham gebaut. Bis dahin hatte es in Rudno eine Orgel nicht gegeben. Daher sagt die Chronik, daß der Lehrer nicht organista sondern zok genannt wurde. Auf dem Dorfanger in Rudno — einen Schulacker gab es nicht! — war zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein Häuschen erbaut worden, welches eine Stube und eine Kammer, auch einen Viehstall enthielt. In diesem Häuschen unterrichteten die in den Kirchenbüchern genannten Lehrer Johann Pawelczyk, Johann

<sup>1)</sup> Es muß heißen 1772.

<sup>2)</sup> Der größere Anteil von Rudno hieß auch Groß-Rudno, der kleinere Anteil von Rudno auch Klein-Rudno, während in früheren Jahrhunderten Klein-Rudno mit Rudzinitz identisch war. Nachdem beide Gemeinden vereinigt sind, wäre es angebracht, das Ganze einfach Rudno zu nennen. Gleichwohl heißt jetzt das Ganze Groß-Rudno, als ob es noch ein Klein-Rudno gäbe.

<sup>3)</sup> Frau Generalin v. Werner schenkte 1785 ein silbernes Ciborium der Pfarrkirche in Rudno.

Chechelski um 1740, Simon Osmenda um 1749, Anton Kunzendorf um 1756. Die Bemühungen Friedrich des Großen um die Hebung des Schulwesens hatten zur Folge, daß in Rudno an das Häuschen eine besondere Schulstube angebaut wurde. Zum Schulgebiet gehörten Rudno mit Łaskarzewka, Rudziniß und Plawniowiß. Da jedoch die Entfernung der beiden letztgenannten Dörfer vom Schulorte zu groß, der Weg für die Kinder sehr beschwerlich war, so wurde infolge einer Currende d. d. Berlin, den 5. Juli 1798, betreffend den Bau neuer Schulen in entlegenen Dörfern, zu Rudno über den Bau neuer Schulen in Rudziniß und Plawniowiß verhandelt. Im Jahre 1801 legte das fürstbischöfliche Generalvikariat zu Breslau diese Angelegenheit der Kammer vor, was allem Anschein nach die sofortige Gründung der Schulen in Rudziniß und Plawniowiß zur Folge hatte.

Die preußische Regierung suchte die Einkünfte des Lehrers zu erhöhen, um tüchtige Kräfte für den Schuldienst zu gewinnen. Der Lehrer bezog an Gehalt 25 Taler 23 Sgr. und einiges Deputat, als Organist bezog er 1 Taler Gehalt, ein am Schulhause gelegenes kleines Gärtchen, einige Einnahmen aus den damals üblichen Umgängen, einen Laib Brot von jedem Bauer.<sup>1)</sup> Mit diesen kargen Einnahmen mußten sich auch Franz Kochnik um 1774, Simon Saćzkowski 1773, Anton Job 1779 und Paul Wolny (auch Wollner genannt) 1786—1811 begnügen. Nach einer kurzen Administration des Schuladjuvanten Johann Perkatsch folgte Florian Wolny, Sohn des vorgenannten Paul Wolny. Sein Gehalt wurde auf 50 Taler erhöht, auch das Deputat wurde vermehrt. Bei dem Schulhause benutzte er weiterhin den kleinen Garten. Beim Amtsantritt des Florian Wolny war das Schulhaus schon morsch, feucht und kaum zu benutzen.<sup>2)</sup>

Unter der Gräfllich Scherr-Thoß'schen Herrschaft (1790—1858) wurde der Klodnitzer Kanal 1796 angelegt, wobei die pfarrlichen Wiesen durchschnitten wurden. Es war dies die erste moderne Verkehrsader, welche das entlegene Oberschlesien mit dem übrigen Schlesien und weiterhin mit Preußen in engere Beziehung brachte und zugleich ein Vorläufer des gewaltigsten der modernen Verkehrsmittel, der Eisenbahn. Durch den Kanal kam neues Leben in die stille Einsamkeit dieser Gegend.

Die Bevölkerung der Pfarodie hob sich durch Anlage der Rudnaer Kolonie. Dieselbe steht an der Stelle, wo einst das Reiswitzsche Vorwerk gestanden hatte. Die Pfarrer Bednarczyk 1783 bis 25. Januar 1814 und

<sup>1)</sup> Das kleine Gärtchen gehörte früher zum pfarrlichen Gemüsegarten und wurde 1841 endgültig der Schule überwiesen.

<sup>2)</sup> Chronik-Angaben aus den Schulaften verfaßt vom Hauptlehrer Pludrzinski.

Valentin Smola 1814—1827 hatten wegen des Viehtriebes der Kolonisten manchen Streit auszufechten.<sup>1)</sup>

Pfarrer Schindler war nur zwei Jahre hier 1827—1829, umso länger Carl Hübscher 1829 bis 7. Februar 1876. Der letztgenannte fand die Kirche und die pfarrlichen Gebäude im desolaten Zustand, obwohl schon unterm Pfarrer Bednarczyk 1798 mehrere Reparaturbauten stattgefunden hatten, zu denen die Herrschaft Bittschin  $\frac{2}{3}$ , die Eingepfarrten (Rudno, Łaskarżowka, Plawniowitz und Tatischau)  $\frac{1}{3}$  beitrugen. Seinen Bemühungen gelang es, die Stallungen und die Pfarrei (1840) massiv neu zu erbauen, die übrigen Gebäulichkeiten zu reparieren, die Kirche in Rudno zu renovieren und zu erweitern, den Glockenturm an die Kirche zu rücken.<sup>2)</sup>

Nach dem Tode des Grafen Heinrich v. Scherr-Thoß wurde von der Vormundschaft der minorennen Grafen Heinrich Arthur und Ernst Richard v. Scherr-Thoß am 19. Januar 1838 die Herrschaft Betschin — also auch Rudno — für 275 000 Taler, die Henrica-Hütte für 5000 Taler an den Fürsten Friedrich August zu Hohenlohe auf Slawentzitz verkauft. Heute noch gehört Rudno dem Fürsten zu Slawentzitz.<sup>3)</sup>

Nach mehrjährigen Unterhandlungen wurde die frühere aus Bindwerk bestehende Schule auch vom Dominium als unzulänglich anerkannt und 1844 die gegenwärtige Schule am herrschaftlichen Garten an einer anderen, der Kirche näher gelegenen Stelle neu erbaut.

In demselben Jahre wurde durch den Franziskaner Stephan Brzozowski der Enthaltfamkeitsverein in Rudno eingeführt. Bald darauf erfolgte der Bau der oberschlesischen Eisenbahn, welche die Parochie durchschneidet; in Rudzinitz wurde ein Bahnhof eingerichtet. Unter Lehrer Wolny wurde ein Hilfslehrer angestellt (Stamek, Wenzel, Piecha, Sand, Winkler). Als Wolny 1853 starb, folgte ihm Matthias Kubassa aus Klutschau. Nach 12jähriger Tätigkeit ließ er sich pensionieren. Am 1. April 1865 kam der Lehrer und Organist Peter Thomanek aus

<sup>1)</sup> Pfarrer Smola stammte aus Rudno. Sein Vater Balthasar machte ihn auf manche Gerechtsame des Pfarrers aufmerksam, welche früher der Kirche zu Rudno gehörten. Smola starb am 15. Juni 1840 als Pfarrer in Chechlan.

<sup>2)</sup> Auch in Rudzinitz wurde 1829 die Pfarrei mit einer Stube und Kammer und kleiner Stallung nebst Schoppen von Schrotholz neu gebaut, die Scheuer repariert. Die Kosten wurden durch das Dominium Rudzinitz, durch ein Legat des Pfarrers Smola und durch die Gemeinde Rudzinitz aufgebracht.

<sup>3)</sup> Fürst Friedrich August, ein Sohn und Nachfolger des aus der unglücklichen Schlacht bei Jena 1806 bekannten preussischen Generals Fürst Friedrich Ludwig, starb am 15. Februar 1853. Sein Sohn und Nachfolger war Fürst Hugo, Herzog von Meß. Er starb am 23. August 1897. Dessen Sohn und gegenwärtig regierender Fürst ist Christian Kraft.

Alt-Uješt. Sein Gehalt betrug immer noch 50 Taler, dazu Deputat, Accidenzien 2c. Einige von seinen Revenüen wurden bei der Separation 1867 abgelöst und er erhielt dafür als Lehrer 10 Morgen, als Organist 4 Morgen Acker und eine kleine Wiese. Erst seit dieser Zeit gibt es in Rudno einen Schulacker.

Im Jahre 1865 hielt Weihbischof Wlodarski die kanonische Visitation ab. Da Pfarrer Hübscher kränkelte, stand ihm ein Kaplan zur Seite, zunächst Rudolf Sychalla, der 1869 als Kuratus nach Ober-Slogau ging, dann Anton Kraska, der in Rudno am 19. Januar 1875 starb. Die Gemeinde setzte dem beliebten Seelsorger ein Grabdenkmal.

Als Schulinspektor leitete den ganzen Gleiwitzer Kreis der Pfarrer und Geistliche Rat Johann Kosellek aus Chechlau. Als derselbe freiwillig auf sein Amt resignierte, wurde der Gleiwitzer Kreis in 3 Schulinspektionsbezirke eingeteilt, denen die Pfarrer Bertiz aus Schönwald, Ledwoch aus Petersdorf und Spira aus Groß-Potschin vorstanden. Infolge der neuen Schulgesetzgebung traten an deren Stelle weltliche Kreis Schulinspektoren (Kuznik, Mary). Am 11. Oktober 1873 starb der Lehrer und Organist Thomanek, sein Nachfolger war Alexander Schwalbe aus Smolnitz.

Mit dem Jahre 1875 beginnt die Leidensgeschichte der Pfarodie Rudno. Der Pfarrer Hübscher war nach dem Tode des Kaplans wegen Krankheit nicht mehr im stande, den Gottesdienst zu versehen, fremde Aushilfe war infolge der sogenannten Maigesetze nicht möglich; als er am 7. februar 1876 starb, war der Schmerz der Pfarodie grenzenlos. Laiengottesdienst trat an die Stelle des kirchlichen. Als am 8. februar 1877 der bisherige Kreisvikar Wilhelm Büchs ohne Autorität des Bischofs das Pfarramt übernahm, wurde er von der ganzen Gemeinde gemieden. Hauptlehrer Schwalbe wurde nach Halemba versetzt, er lehnte dies jedoch ab und mietete sich in Rudno eine Privatwohnung. Richard Pludzinsky war sein Nachfolger. Er hatte eine sehr schwierige Stellung; war er freund des Pfarrers, so war er feind der Gemeinde und umgekehrt. Anfangs besuchten zwanzig bis dreißig Personen die Pfarrkirche, zuletzt niemand mehr, nur der Pfarrer und der Hauptlehrer, der zugleich Ministrantendienste verrichten mußte. Zu dieser Misere kam die Hungersnot 1879.

Staatspfarrer Büchs erkannte seine unhaltbare Stellung und legte dieselbe am 2. April 1881 nieder. Am Osterdienstag wurde wieder der erste Gottesdienst durch den Kanonikus Kania aus Panischowitz abgehalten, der auch sonst in der Seelsorge aushalf. Am 1. Oktober 1882 wurde der Kaplan Groenow aus Rachowitz als Hilfsseelsorger nach Rudno berufen. Mit ihm kehrte der regelmäßige Gottesdienst, Ruhe und Frieden in die

Parochie zurück. Am 5. Oktober 1886 übernahm die Pfarrei der Seminar-Religionslehrer Michael Kosellek aus Ober-Glogau, welcher heute noch derselben vorsteht. Er legte einen Obstgarten und Weinstöcke an, sorgte für Bauten und Reparaturen, für das soziale und religiöse Wohl seiner Gemeinde.

Seitdem im Jahre 1888 und 1889 in Rudno und Rudzinitz die Feldmark drainiert wurde, ist dieselbe ertragreicher geworden. Eine Hungersnot, wie sie 1879 in Oberschlesien und namentlich auch in Rudno der armen Bevölkerung aufs härteste zugesetzt hatte, dürfte jetzt weniger zu fürchten sein.

Bei der Regulierung der gutherrlichen und der bäuerlichen Verhältnisse wurden auch in Rudno die Bezüge der Kirche und der Schule geregelt, zuletzt noch 1886.

In Rudno gab es bis 15. Februar 1896 zwei Lehrer für 240 Kinder aus Rudno und Łaskarzewka (Richard Pludrzinski, Albert Brodforb); seitdem ist ein dritter Lehrer angestellt worden (Heinrich Gottfried).

Die Firmung wurde den Parochianen gespendet im Mai 1846 durch den Weihbischof Łatussek und im September 1865 durch den Weihbischof Włodarski in Rudno selbst; 1888 und 1895 empfangen die Firmlinge dieses Sakrament in Ujeść.

Der Schematismus der Diocese Breslau enthält 1842 folgende Angaben über die Parochie Groß-Rudno:

Groß-Rudno, Kreis Cost-Gleiwitz, Post Ujeść, Pfarrkirche mit Wiedemut, Brenn- und Wirtschaftsholz; eine Mutterkirche in Rudzinitz mit Wiedemut und Gebäuden, jeden dritten Sonntag Gottesdienst, Patron und Callator Grundherrschaft, welche die Patronatslasten mit  $\frac{2}{3}$  und Gemeinde mit  $\frac{1}{3}$  tragen. Eine Schloßkapelle mit Schloßkaplan in Plawniowitz, Patron Grundherrschaft, eingepfarrt: Łaskarzewka mit einer Pfarrwiese, Tatitschau. Seelenzahl 3050, Kommunikanten 1877. Schulen: 1. am Orte ein Lehrer, 150 Kinder, wozu Łaskarzewka. 2. Plawniowitz mit einem Lehrer, 180 Kinder. 3. Rudzinitz mit einem Lehrer, 161 Kinder. Pfarrer Carl Hübscher geb. 1800, ordiniert 1828.

Der Schematismus der Diocese Breslau enthält 1902 hingegen folgende Notizen:

Groß-Rudno, Post und Bahnhstation Rudzinitz, Kreis Gleiwitz. Sprache polnisch. Katholiken 5992, Protestanten 112, Juden 3. St. Nicolaus.

Am Orte Katholiken 672. Łaskarzewka mit Pielahütte Katholiken 742, Protestanten 30. — Plawniowitz (Schloßkapelle Immacul. Concept. B. M. V.) 4 km. K. 1126, P. 6. — Tatitschau 8 km. K. 442, P. 4. — f. Rudzinitz S. Michael Arch. mit Kurzina 4 km. K. 1010, P. 72,

Juden 5. Schulen am Orte mit Łaskarjowka 3 Klassen 267 k. Kinder. In Pielahütte Privatschule 1 Klasse 52 k. Kinder. In Plawniowitz 3 Klassen 216 k. Kinder. In Rudzinitz 2 Klassen 157 k., 4 pr. Kinder. In Tatitschau 1 Kl. 92 k., 1 pr. K.

## 2.

## Rudzinitz.

Die Geschichte von Rudzinitz ist aufs Innigste mit Rudno verbunden und ist dieselbe ebendort bis 1447 fortgeführt worden.

Von 1556 bis 1683 war die Familie v. Pelka im Besitz von Rudzinitz; 1556 Lucas Pelka von Urbanowitz, seine erste Frau Helene Divkowska, Tochter des Nicolaus Kouzic, die zweite Marussa Frankenberg. Der letzteren Sohn war Wenzel Pelka, vermählt mit Agnes Ojorowska. Er starb 1597, die Gattin war damals noch am Leben.

Hans Pelka 1578—1591. Jan und Gerzyk Pelka verkauften 1604 halb Klein-Rudno, das ist die Hälfte von Rudzinitz an Anna geb. Kochticka, Gattin des Georg Pelka. Christoph Pelka machte 1609 seiner Gattin Anna geb. Kochticka ein Leibgeding. Er starb 7. April 1652. Deren Sohn Wenzel Pelka erwarb 1652 Rudzinitz für 3000 Taler und in demselben Jahre den Anteil seiner Mutter für 200 Taler. Er war vermählt mit Anna Foglar. Es folgte 1672 Heinrich Pelka, vermählt mit Helena Jarocka und 1679 Andreas Pelka.<sup>1)</sup> Die Familie war lutherisch geworden. An dieselbe erinnert noch der „Pelka-Teich“ im Walde auf Slawentzitz zu.

Die Überlieferung an den in Rudzinitz durch die Familie Pelka eingeführten Protestantismus hat sich lange erhalten. Die Rudzinitzer alten Leute schwätzen auch — so heißt es in der Smola-Hübscherschen Chronik, daß sie zu einer Zeit einen verheirateten Geistlichen gehabt hätten. Es ist möglicher Fall, daß ein Mansfeldsches oder ein schwedisches Streitkorps einen Charlatan als Prediger dort angestellt hat, wie dieses auch in (dem benachbarten) Ponischowitz wirklich geschehen ist. Dieser angestellte verheiratete Prediger konnte nur so lange daselbst verharren, als bis die kaiserlichen Truppen anderweitig beschäftigt waren und rangen.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Nach Welhels Notizen in der Chronik.

<sup>2)</sup> Die Chronik enthält noch die Angabe: Nicht allein in Rudzinitz und Ponischowitz, auch in Gr. Schierakowitz und Karchowitz bei Peiskretscham waren protestantische Prediger angestellt. Weil sich die beiden letztgenannten am längsten weigerten, zur katholischen Religion zurückzukehren, so verloren sie das Pfarr-Recht und wurden als filiale nach Radowitz und Siemientzütz eingepfarrt. — Dazu ist zu bemerken, daß in Ponischowitz zu Anfang des 17. Jahrhunderts in der Tat ein verheirateter Pfarrer sich befand, daß aber Karchowitz schon um 1490 zur Filialkirche von Siemientzütz geworden war.

Aus der Zeit des 30 jährigen Krieges oder bald darauf stammt auch die merkwürdige Malerei in der Kirche zu Rudzinitz. Auf der Nordseite, wo die Halle schützend vortritt, hat sich die Malerei gut erhalten. Dargestellt ist das jüngste Gericht: der Heiland, von den Heiligen des Alten und Neuen Bundes umgeben, darunter Teufel mit allerlei Geräten; wieder darunter ein Herr in der Tracht aus der Zeit des 30 jährigen Krieges, anscheinend der Patron der Kirche, von seinen Schutzheiligen umgeben. Die Malereien der Südwand sind sehr verblichen, auch die Jahreszahl 1622 oder 1654. Im Chor sind Darstellungen aus dem Neuen Testament, kleineren Maßstabes.<sup>1)</sup>

Diese Malerei beweist, daß trotz der Verheerungen des 30 jährigen Krieges die Kunst und der religiöse Eifer nicht ganz erloschen war.

Die in der Geschichte von Rudno erwähnten Visitationsprotokolle geben auch über Rudzinitz wichtige Nachrichten. So 1679: „In dem Dorfe Rudziniéc, das dem Andreas von Pelka, lutherischer Konfession, gehört, ist die hölzerne Kirche dem hl. Erzengel Michael geweiht, 24 Ellen lang, 13 Ellen breit, mit einem einzigen Eingang und drei Fenstern im Süden. Auf den Wänden finden sich verschiedene Malereien von Heiligen. Auch der Chor (pergula) für das Volk ist gemalt.<sup>2)</sup> Die Kanzel ist geschnitz, die Bänke bäuerisch (rusticana), der Boden nicht gediebt, die Sakristei mit der Kirche verbunden, der Glockenturm nach Norden von der Kirche ziemlich entfernt, worin zwei geweihte Glocken geläutet werden, die dritte Glocke ist auf dem Dache der Kirche. Der Kirchhof eingezäunt. Das Kirchweihfest wird am Sonntag nach St. Michael gefeiert. Der Hochaltar ist geschnitz, der andere Altar ist mit Bildern geschmückt und mit Altartüchern geziemend bedeckt. Tabernakel und Baptisterium ist leer. Einkünfte der Kirche sind 20 Silbergroschen von zwei verpachteten Kühen. Die beiden Kirchväter sind vereidet.

Zum Inventar gehören ein silberner Kelch, 4 Kaseln, ein messingnes Ciborium, ein Hängeleuchter u. s. w. Der Pfarrer hat hier einen Acker und ein Pfarrhaus, das er auf seine Kosten erbaut hat und worin er einen Einlieger hält. —

Aus der Reihe der Rudzinitzer Pfarrer ist kein einziger bekannt. Daß es besondere protestantische Pfarrer noch zur Zeit des 30 jährigen Krieges dort gegeben hat, ist bereits erwähnt worden. Während dieses Krieges oder nach demselben mag Rudzinitz dem katholischen Glauben zurückgegeben

<sup>1)</sup> Entsch a. a. O. IV, 392.

<sup>2)</sup> Auf dem Chore gab es somit 1679 ebenso wenig wie in Rudno eine Orgel. Auf dem Chore saß der Dorfänger.

und als filialgemeinde mit dem katholisch gebliebenen Rudno vereinigt worden sein.

Der bereits erwähnte Heinrich von Pelka verkaufte Rudzinitz 1685 an Johann Bernhard Grafen Praschma auf Ujest und dessen Schwester Anna Helene v. Eichendorf geb. Gräfin Praschma für 10220 Taler. Letztere heiratete 1686 Max Ludwig Freiherrn v. Jaroschin und lebte in Rudzinitz. Graf Praschma starb am 12. Juli 1692 in Ujest und ward dort in der Praschmaschen Gruft beigesetzt; den Besitz von Rudzinitz erlangte der Sohn Johann Ferdinand Graf Praschma, nach dessen Tode Rudzinitz von den Erben 1729 an Carl Heinrich Grafen Sobek auf Schloß Ratibor verkauft wurde.<sup>1)</sup>

Während dieser Zeit, 1687, wurde auch in Rudzinitz die Kirchenvisitation gehalten. Es heißt in den Akten unter anderem:

Die Kirche in Klein-Rudno, das gewöhnlich Rudzinitz genannt wird, ist auf einer erhöhten Stelle gelegen; drei Altäre, im Taufbecken befindet sich Taufwasser. Die Sakristei ist klein und düster. Das Türmchen über dem Kirchendache hat keine Glocke. Das Patronatsrecht besitzt Johann Bernhard Graf Praschma auf Ujest und Anna Helena von Jaroschin. Die Parochianen sind katholisch außer zehn Lutherschen.<sup>2)</sup>

Die Akten der Kirchenvisitation vom Jahre 1697 besagen im ganzen dasselbe, Patron war damals Johann Ferdinand Graf Praschma auf Ujest und Rudzinitz.

Von Carl Heinrich Grafen Sobek erbte Rudzinitz 1738 der Sohn Rudolf und 1752 Josefa Gräfin Sobek geb. Gräfin Welzel auf Ujest und Kamienitz. Das Gut kaufte Georg Christoph v. Pfeilitzer und dessen Ehefrau Luise Maximiliane geb. Fergacz am 20. Februar 1771 für 14 000 Taler; dasselbe ging 1773 an v. Stümer, 1779 an den Grafen Schlobrendorf, 1781 an Johann Bernhard v. Groeling über; 1786 besaß es General Paul v. Werner, 1787 der Vorbesitzer v. Groeling. Letzterer kaufte es für 65 000 Taler, er starb 1791. Im Besitze der Groelingschen Familie blieb es bis 1833. Der Rittmeister August Obermann erwarb es 1833, er wurde am 15. Oktober 1840 geadelt; 1847 dessen Tochter Emma, verhehlicht mit dem Kommerzienrat G. H. v. Ruffer. Die neue Schule wurde 1844 erbaut, nachdem zwischen Gemeinde und Dominium 1843 ein Übereinkommen

<sup>1)</sup> Welzel, Geschichte v. Praschma 65, 66, 150.

<sup>2)</sup> Es heißt im Visitationsprotokoll: praeter 10 personas Lutheranas una cum Nobilibus. Wer sind diese Adligen? Die familie des Heinrich v. Pelka, welche, wie das Protokoll noch angibt, von der Kirche 30 Taler geliehen, aber noch nicht zurückgegeben hatte. Ebenso schuldete er der Kirche für verschiedene Begräbnisse 20 Taler. Es befand sich demnach in der Kirche die Pelka'sche Gruft.

getroffen war. Das Dominium mit den Vorwerken Neuhof und Oberhof enthält 298 Hektar Acker, 74 Hektar Wiesen, 868 Hektar Wald.<sup>1)</sup>

In Kurzina, das auf Rudzinitzer Terrain angelegt wurde, befand sich 1783 ein Hochofen und ein Frischfeuer.<sup>2)</sup> Es bildete sich eine Kolonie heraus. 1845 gab es hierselbst eine Brennerei nebst mehreren Professionen, 1 Kretscham und 1 Schlackenpoche.<sup>3)</sup>

In einer geringen Entfernung an der Klodnitz liegt die Piela-hütte (Pila) die Säge. Dieselbe legte um 1790 Generalleutnant v. Groeling an und zwar zunächst durch englische Arbeiter. Sie bestand im vorigen Jahrhundert aus mehreren deutschen Frischfeuern. Im Jahre 1828 verband der damalige Besitzer v. Groeling mit den Frischfeuern ein Walzwerk und legte 1832 die ersten Puddelöfen an, welche anfänglich durch Engländer eingerichtet und betrieben wurden, um die hiesigen Arbeiter anzulernen. Die Hüttenanlage nahm einen großen Aufschwung. Um 1865 wurden 150000 Zentner diverse Fabrikate im Laufe des Jahres geliefert, 400 Arbeiter hatten ihre gesicherte Existenz, seitdem die ober-schlesische Eisenbahn die Erzeugnisse auf dem Bahnhof Rudzinitz verfrachtete. Jetzt haben die östlich gelegenen Hüttenwerke vor hiesigen den Vorteil voraus, daß dort die Abfuhr von Kohlen und Roheisen bedeutend billiger zu stehen kommt.<sup>4)</sup>

## 3.

## Laskarzewka.

Dieses liegt im Westen unmittelbar bei Rudno auf Rudzinitz zu. Es hieß früher Rudno Laskowe, wie wir in der Geschichte von Rudno dargestellt haben. Es gehörte mit Rudno und Plawniowitz ursprünglich, das ist bis gegen 1217, zur Parochie Laband. Der Pfarrer von Laband bezog auch dann, als das Dorf von seiner Parochie getrennt war, aus Laskarzewka den Garbenzehnt.<sup>5)</sup>

Im Jahre 1566 verpfändete es Johann Gieraltowski für 2000 Taler an Maruffa Pelka geb. Frankenbergs, Besitzerin von Rudzinitz, und an

<sup>1)</sup> Welzel a. a. O. und Chronik.

<sup>2)</sup> Zimmermann, Beiträge II, 341.

<sup>3)</sup> Knie 1845, S. 564.

<sup>4)</sup> Criesl. Topographisches Handbuch von Oberschlesien 1865. 552 mit genauen Angaben über den Umfang des Hüttenbetriebes. Vgl. Knie S. 564.

<sup>5)</sup> Im Liber archivalis 1727 des Archipresbyterats Gleiwitz steht hierüber unter Laband: Laskarzewka spectat ad parochiam Rudnensem, parochus autem Labanthensis ex illo talem qualem decimam ex certis partibus agri percipit, quam pro commoditate temporis uo usuali Silisitico dividere solet. Ein Beweis, daß Laskarzewka ursprünglich wohl sehr klein war, da die decempflüchtigen Äcker nur 1 schlesischen Taler abwarfen.

deren Söhne Waclaw und Hans Pelka. Daniel Sweinoch von Kolbnitz besaß das Dorf 1628, Dorothea Julie Jaroschin geb. Kotulinska 1682. May Ludwig Jaroschin überließ es 1699 seinem Bruder Julius; 1702 verkaufte es Julius Bernard Freiherr von Jaroschin auf Golskowitz dem Adam Waclaw Kozlowski. Franz Albert Graf Tenczin auf Bitschin erwarb es zur Bitschiner Herrschaft, mit der es, gleichwie Rudno, von nun an verbunden blieb. So gelangte es wie Rudno an den Fürsten Hohenlohe zu Slawentzitz.

Am 1. April 1878 zählte die Gemeinde Łaskarzewka 761, der Gutsbezirk Łaskarzewka 198 Einwohner. Zu dem Gemeindebezirk Łaskarzewka gehörte auch Pielahütte mit ungefähr 200 Seelen. Während der Hungersnot 1879 wurde für die Gemeinde Rudno und Łaskarzewka in einem alten Kretscham eine Gemeindefüche eingerichtet, im Frühjahr 1880 den Bewohnern Kartoffeln und Hafer zur Einsaat, auch Darlehn verabfolgt. Als die Pielahütte 1883 zum größten Teile außer Betrieb gesetzt wurde, sank die Zahl der Einwohner in Łaskarzewka auf 555, im Gutsbezirk auf 174.

Das Gut Łaskarzewka enthält 802 Morgen Acker, 22 Morgen Teiche, 1608 Morgen Wald u. s. w. Das Dorf Łaskarzewka enthält im ganzen etwa 450 Morgen Areal, das um 1865 an 10 Bauern, 10 Gärtner und 8 Häusler verteilt war.<sup>1)</sup>

## 4.

## Tatishau.

Die Chronik von Rudno schreibt: „Tatishau ist nicht als Gemeinde anzusehen, weil daselbst keine Bauernstellen sind“. Es gehörte 1682 dem Albert Leopold Grafen Tenczin auf Bitschin. Zeitweise scheint es von Bitschin getrennt gewesen zu sein; so wird 1743 Franz Carl Graf Kottulinski als Besitzer genannt, während es später wieder zur Herrschaft Bitschin gehörte. Mit dieser gelangte es wie Rudno und Łaskarzewka an den Fürsten zu Slawentzitz.

Wenn die Chronik sagt, daß Tatishau als Gemeinde nicht anzusehen ist, so ist hierin der Ursprung des Ortes angedeutet: es war ein Vorwerk, das sich zum Dorfe entwickelte. Wer aber das Vorwerk angelegt hat, läßt sich wohl kaum feststellen. Im Jahre 1785 bestand der Ort aus einem Vorwerk, zwei Frischfeuern, 19 Gärtnern oder 60 Einwohnern. Im Jahre 1845 zählte man 44 Häuser, 1 Vorwerk, 414 Einwohner, darunter 23 Evangelische, 1 Sägemühle beim Vorwerk im Dorfe, 5 Hand-

<sup>1)</sup> Crieß a. a. O. 554.

werker, 1 Försterei, 1 Frischfeuer, worin 900 Zentner Blecheisen à 5 Taler hergestellt wurden, 1 Schneidewerk — also verhältnismäßig zahlreiche industrielle Anlagen. Das Dorf gehörte stets zur Kirche von Rudno, ohne Messal und Zehnten, offenbar deshalb, weil es spät angelegt war.<sup>1)</sup>

Am 1. Juli 1894 wurde die Schule in Tatishau eröffnet, bis dahin besuchten die Kinder die Schule in Bitschin.

## 5.

## Plawniowitz.

Plawniowitz wird zum ersten Male in der Labander Notariatsurkunde 1517 erwähnt. Der Pfarrer von Laband bezog aus Plawniowitz den vollen Gartenzehnt. Demnach war es ursprünglich mit Rudno nach Laband eingepfarrt. Um 1217 mag es aus dem Pfarrverband ausgeschieden und zu Rudno eingepfarrt worden sein. Noch 1727 bezog der Pfarrer von Laband aus Plawniowitz Gartenzehnt von vier Getreidesorten.<sup>2)</sup>

Am 25. Oktober 1564 ist Marcus de Plawniowicz Zeuge einer vom Herzog Albert in Groß-Strehlitz ausgestellten Urkunde.<sup>3)</sup>

Am 5. September 1409 vermachte der gestrenge Ritter Stephan Stral von Tzechel (Tschelau) den Minoriten des Klosters zu Oppeln einen jährlichen Zins von vier Mark auf seine Güter zu Plawniowitz und im Kieferstädtler Gebiete, die er selbst von dem Sohne des (obengenannten) Marcus gekauft hatte, zu einer Messfundation. Der Magistrat zu Oppeln solle den Zins einziehen und dafür im Advent eine Tonne Heringe, in der Faste ebenfalls eine Tonne Heringe den Minoriten besorgen.<sup>4)</sup>

Lorenz Seidlitz von Tepliwoda erwarb 1519 die Herrschaft Kieferstädtel (Sosnizowice) und 1525 dazu Plawniowitz. Ihm folgte 1552 Georg und Nicolaus Seidlitz. Nach dem Tode des Hartwig und Carl Seidlitz 1560 verkauften die Vormünder Pniow und Plawniowitz an Johann Dluhomil auf Birawa, während die Herrschaft von Johann Trach von Brzesie erworben wurde. Im Jahre 1636 erscheint Adam v. Wrbski auf Plawniowitz und dem Eissawer Hammer. Zwölf Jahre später kauft das Gut Plawniowitz (1648) Valentin Trach von Brzesie auf Baranowitz für 11 500 Taler. Sein Sohn Georg Trach auf Plawniowitz und Paruschowitz starb 1691. Er war seit 21. November 1661 mit Ludmilla von Reiszwitz vermählt. Deren Sohn Georg Heinrich, vermählt 28. September 1699 mit

<sup>1)</sup> Zimmermann, Beiträge, und Knie a. a. O.

<sup>2)</sup> Liber Archivalis des Archipresbyterats Gleiwitz 1727, 536. Der ursprünglich volle Garbenzehnt war somit auf vier Getreidesorten ermäßigt worden.

<sup>3)</sup> Codex dipl. II, 81.

<sup>4)</sup> Heyne II, 886.

Helena Rosina von Larisch, wurde freiherr. Ihr Sohn, Georg Friedrich Freiherr von Trach trat 1720 die Herrschaft Plawniowitz an.<sup>1)</sup>

Während des 30 jährigen Krieges waren die Besitzer von Plawniowitz protestantisch. „So viel ist gewiß, schreibt die Chronik von Rudno, daß die Gemeinde Plawniowitz samt ihrem Grundherrschaft, als das Mansfeldsche Korps Oberschlesien überschwenmte, ausraubte und 1628 die Stadt Gleiwitz belagerte, sich ganz für das Luthertum erklärt habe. Sie begruben sich auch nicht in Rudno auf dem Kirchhofe, sondern in dem Sandhügel auf dem Plawniowitzer Felde, wo heute das Feldkreuz steht und Lutherscher Kirchhof genannt wird.“<sup>2)</sup>

Nach mündlichen Aussagen soll in Plawniowitz eine besondere Kirche und Pfarrwohnung zu jener Zeit bestanden haben; der Pfarrer in Rudno habe von den Bewohnern der ehemaligen Pfarrwohnung als Zins zwei Hühner erhalten, die Schweden hätten die Kirche ad S. Franciscum verbrannt. Dieses läßt sich nicht erweisen; möglich ist, daß die protestantische Gutsherrschaft ein Bethaus eingerichtet und einen Prediger vorübergehend angestellt hatte. Merkwürdiger Weise fand man vor mehreren Jahren in einem Kartoffelfelde eine Sakristeiglocke mit angebranntem Stiele, vielleicht den letzten Zeugen jener angeblichen St. franciskus-Kirche. Diese Glocke wird jetzt in Rudno als Sakristeiglocke benutzt.<sup>3)</sup>

Am 6. Mai 1750 verkaufte Georg Friedrich Freiherr von Trach Plawniowitz an Daniel Christoph Freiherrn von Kottulinski für 15000 Taler. Im Jahre 1752 erwarb es Siegmund Nicolaus von Goerz für 20500 Gulden. Am 19. August 1757 kaufte es Franz Wolfgang Freiherr von Stechow für 21500 Gulden. Er war vermählt mit Maria Theresia Freiin von Greifenklau und später Landrat des damals sehr ausgedehnten Toster Kreises. Er stammte aus dem brandenburgischen, katholischen Zweige der Herren von Stechow. Dessen Tochter Elisabeth Maria, geboren 6. August 1725, vermählte sich am 28. Oktober 1748 mit Johann Baptist Graf Ballestrem di Castellengo. Dieser stammte aus Piemont in Ober-Italien und stand in sardinischen, dann seit 1745 in preussischen Diensten unter König Friedrich dem Großen als Husaren-Rittmeister. Er bildete aus den

<sup>1)</sup> Nach Welzels Notizen in der Chronik.

<sup>2)</sup> Die Belagerung der Stadt Gleiwitz war nicht 1628, sondern 1626. Siehe Nietsche, Geschichte von Gleiwitz S. 164 ff.

<sup>3)</sup> Triest, Topographisches Handbuch von Oberschlesien, S. 551, schreibt: „Plawniowitz hatte früher eine Filialkirche, diese brannte jedoch im 30 jährigen Kriege beim Durchzug der Schweden ab und wurde nicht wieder aufgebaut“. Diese Angabe Triests stützt sich wohl nicht auf Urkunden, sondern auf mündliche Aussagen, die mit den obigen übereinstimmen.

von ihm erlangten Gütern, Plawniowitz, Biskupitz und Ruda 1751 ein fideikommiss.

So kam das ruhmreiche Geschlecht Ballestrem nach Oberschlesien, an dessen Geschicken es seither den innigsten Anteil genommen hat. Von Johann Baptist stammten zwei Söhne Carl Franz, geb. 1750, preussischer Major, welcher aus der Ehe mit Catharina von Carlowitz Nachkommen nicht hinterließ, und Ludwig Carl, geb. 1755, gestorben 1829, preussischer Rittmeister, welcher, vermählt mit Jeanette von Bülow, gestorben 1840, den Stamm durch die beiden Söhne Carl Wolfgang und Alexander fortpflanzte. Ersterer folgte im Majorate; er war 1801 geboren, mit Berta von Leithold vermählt.<sup>1)</sup> Aus der Ehe ging am 5. September 1854 Franz hervor, welcher den Glanz des erlauchten Geschlechts weit über Deutschland hinaus begründete; im Kriege gegen Frankreich erwarb er sich als Rittmeister hohen Kriegsrühm, da er auf dem Schlachtfelde verwundet wurde; in Friedenszeiten baute er in den Jahren 1884/5 an derselben Stelle, wo das alte Schloß gestanden, ein prachtvolles neues Renaissance-Schloß und seit mehreren Jahren griff er als Präsident des Reichstags tief in die Geschicke des deutschen Volkes ein. Se. Majestät der Kaiser Wilhelm II. erhob ihn zum Wirklichen Geheimen Rat. Als Besitzer umfangreicher Grubenanlagen in und bei Ruda hat Se. Excellenz vielfach vorbildlich und in sozialer Hinsicht überaus segensreich gewirkt. Der Graf ist am 21. Juni 1858 mit Hedwig Gräfin Saurma-Jeltsch vermählt; aus dem Ehebunde sind mehrere Söhne und Töchter hervorgegangen.

Die gräfliche Familie hat schon seit dem 18. Jahrhundert einen Schloßkaplan unterhalten. An das neue Schloß ist in Plawniowitz eine reizende Kapelle angebaut worden, in welcher der Schloßgeistliche für die Bewohner des Schlosses und des Dorfes Plawniowitz Gottesdienst hält.

Das Rittergut Plawniowitz hat einen Flächeninhalt von 1408 Morgen Ackerland, 170 Morgen Wiesen, 119 Morgen Hutung und 2000 Morgen Wald. Ein Teil des am Klodnitzfluß gelegenen Areals ist der Überschwemmung ausgesetzt. Dazu gehörten zwei an der Klodnitz belegene Frischfeuer, welche indessen schon um 1865 außer Betrieb waren.

Das Dorf zählte 1865 eine Mühle, 1 Kretscham, 19 Bauern, 31 Gärtner und 47 Häusler sowie ein Gemeindehaus. Der Klodnitzkanal hat hier 4 Schleusen.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Kneschke, Adelslexikon. — Carl Franz war 24 Jahre Besitzer von Plawniowitz und starb 24. August 1822 in Plawniowitz. Sein Bruder Ludwig Carl, der das Majorat erbte, starb 27. Juli 1829. Dessen ältester Sohn Carl Wolfgang starb in Dresden 1829.

<sup>2)</sup> Trieß a. a. O. 551.

In der Niederung war das Dorf der Überschwemmung der Klodnitz preisgegeben. Plawniowitz preist es als ein günstiges Geschick, daß die Grafenfamilie Ballestrem gerade hier ihren Sitz aufgeschlagen hat. Der Glanz, mit welcher dieselbe umgeben ist, fällt auch auf das stille Dorf, dessen Perle das gräßliche Schloß ist. Und wie idyllisch ist das Dorf in der Niederung der Klodnitz eingebettet! Rechts und links ziehen sich die Anhöhen hin, von Wäldern und Saaten bedeckt; das Klodnitztal gewährt einen weiten Blick nach Ost und West. Erquickender Waldduft, der fröhliche Gesang der Vögel, die Vegetation am Klodnitzkanal mit seinen hellleuchtenden Wasserlilien, die schmiegsamen Zweige der Birken, die sich vom Winde leise bewegt zur Erde neigen, versetzen den Wanderer in fröhliche Stimmung. Von weitem strahlt dir das Schloß entgegen und je näher du kommst, desto lebhafter gedenkst du des Mannes, der darin wohnt, der als Präsident des Reichstags in stürmischer Zeit in hervorragender Weise die Geschicke des Vaterlandes gelenkt hat.

## Kulturhistorische Skizzen aus Patschkaus Vergangenheit.

Von

Ferdinand Brosig, Patschkau.

2.)\*

 in kaiserlicher Werbeoffizier und seine Mannschaften sind im Winter von 1674 zu 1675 in Patschkau einquartiert.

Das siegreiche Vordringen der französischen Waffen am Oberrhein im Jahre 1674 veranlaßte den Kaiser Leopold I. (1658—1705) zu einer energischeren Kriegsführung gegen Ludwig XIV. (1643—1715). Um eine solche zu ermöglichen, wurden auch in Schlesien Truppen für die kaiserliche Armee angeworben. Zwischen dem 5. und 14. September 1674 ließ die fürstbischöfliche Regierung des Breslauer Bistumslandes dem Magistrat der bischöflichen Stadt Patschkau den Befehl zugehen, daß den in Patschkau und Umgegend anzuwerbenden Mannschaften, so viele deren sein möchten, Quartiere gegeben werden sollten. Gleichzeitig wurde der Stadt eine Erleichterung bezüglich künftiger Einquartierungen in Aussicht gestellt. Mit Rücksicht auf dieses Versprechen, welches der Administrator des Bistumslandes Johann Heinrich Heymann und der Ottmachauer Schloßhauptmann Graf von Trautmannsdorf dem erwähnten

\*) Siehe Jahrgang II, Heft I.

Befehle als „Antwort“ hinzugefügt hatten, darf man wohl annehmen, daß der Patschkauer Rat bei der fürstbischöflichen Regierung Vorstellungen wegen der großen Lasten, welche die häufigen Einquartierungen mit sich brachten, erhoben hat. Und in der That waren die Unkosten, welche eine auch nur zeitweilige Belegung der Stadt mit kaiserlichen oder verbündeten Truppen verursachte, nicht gering, ganz abgesehen von den Unannehmlichkeiten, welche sich im Verkehr der Bürgerschaft mit gewalttätigen und zu Ausschreitungen geneigten Söldnern ergeben mußten. Über die Lasten der Einquartierung in etwas späterer Zeit finden sich bestimmte Angaben in einem Berichte, welchen der Rat zu Patschkau Mitte November 1697 dem fürstbischöflichen Hauptmann Franz Siegmund von Hundt auf Schloß Ottmachau, dem die Verwaltung des Oberkreises des Fürstentums Neisse mit den Bezirken Ottmachau, Patschkau und Weidenau unterstellt war, erstattete. Danach mußten im Jahre 1696 allein für die Verpflegung des Obristlieutenants Legate über 600 floren und im Jahre 1697 für die des Hauptmanns von Rummel gegen 1846 floren aus der Stadtkasse gezahlt werden, wobei die von der Bürgerschaft hergegebene Hausmannskost und die Servisgelder, welche sich auf 500 floren beliefen, nicht mit inbegriffen waren. Das Schreiben des Magistrats, dem diese Notizen entnommen sind, befindet sich in einem Aktenstücke der ehemaligen fürstbischöflichen Regierungskanzlei zu Neisse, welches im Königlichen Staatsarchiv zu Breslau aufbewahrt wird und die Signatur: O. A. Patschkau VII. 9a trägt.

Außer dem Befehle der bischöflichen Regierung, durch welchen Patschkau zum Werbeplatze für das kaiserliche Heer gemacht wurde, wurde dem Räte auch das Verbot bekannt gegeben, nach welchem fernerhin französische Waren weder geführt noch gekauft werden durften.

Die Verordnungen der vorgesetzten Behörde mußten, wie andere Angelegenheiten, welche die städtische Verwaltung betrafen, den Schöppen und Geschwornen zur Beratung und Beschlußfassung vorgelegt werden, und dies geschah bezüglich der angeordneten Einquartierung ebenfalls. Hierüber findet sich in dem Hand-Protokollbuche des Patschkauer Magistrats, welches den Zeitraum vom 17. Dezember 1673 bis zum 2. September 1675 umfaßt, auf Seite 225 f. eine Mitteilung, deren Wortlaut und Orthographie mit nur unwesentlichen Abänderungen, die des leichteren Verständnisses wegen vorgenommen worden sind, im nachstehenden wiedergegeben werden.

„Den 14. September (1674) sind folgende puncta Schöppen und Geschwornen ad deliberandum proponiret<sup>1)</sup> worden:

<sup>1)</sup> d. h. zur Beratung vorgelegt.

Secundo ist ihnen der Befehl wegen geschenehen Verbots der französischen Waren, daß selbige weiter zu kaufen noch zu führen publiciret. Tertio sind ihnen die beiden hochfürstlichen Ottmuckhauischen Ambtsbefehle wegen des allhiesigen H. Rittmeisters von dem Schmidischen Regiment der Quartiere und Logirung halber wie auch wegen der werbenden Mannschaft publiciret und vorgelesen worden, auch dabei intimiret (mitgeteilt) die Antwort von Titul. Ihr Hochwürdigem Gnaden, Gnaden Herrn Administratore (Johann Heinrich Heymann<sup>1)</sup>) als auch Ihr Reichsgräflichen Gnaden Herrn Hauptmanns (Grafen von Trautmannsdorf<sup>2)</sup>) wegen allhiesiger logirenden Mannschaften, daß solche, so viel deren sein und geworben werden möchten, allhier sollen in die Quartier angenommen werden, weil man hoffet, daß solche nicht lange allhier verbleiben werden, dargegen auch eine Ergötzlichkeit fernerer Einlogirung dabei von hochgedachten beiden gnädigen Herren versprochen worden.

Quinto. Wegen begehrtter distinction (Auszeichnung) von H. Rittmeisters, was man ihm wohl geben möchte.

Ist also (von Schöpffen und Geschwornen) verwilligt worden, ihm ein vor allemal zu geben ein Malder (d. s. 12 Scheffel) Hafer, ein Fuder Heu und benötigte Lichte“.

Durch die unter Nr. 5 erwähnte Ehrengabe sollte wohl der Rittmeister zu einem rücksichtsvollen und freundlichen Auftreten gegenüber der Stadtkommune veranlaßt werden. Wie wenig aber in dieser Beziehung die städtischen Behörden durch ihr Geschenk erreichten, werden wir weiter unten sehen. Auch das gute Einvernehmen zwischen den Stadtbewohnern und den einquartierten Mannschaften — wenn ein solches überhaupt bestand — trübte sich bald. Denn kaum waren einige Tage vergangen, seitdem die Soldaten ihre Quartiere bezogen hatten, so liefen auch schon Klagen über Raufhändel, die am Bierische zwischen Gästen aus der Bürgerschaft und Soldaten entstanden waren, beim Räte ein. Zu jener Zeit war es noch üblich, daß die brauberechtigten Hausbesitzer ihr Bier in ihren Häusern und in einer bestimmten Reihenfolge ausschenkten. Es war dies ein aus Weizenmalz bereitetes Getränk, welches, nach seinen berausenden Wirkungen zu urteilen, ziemlich kräftig und gehaltreich gewesen sein muß.

Über die vorgefallene Schlägerei ließ sich der Rat, welcher aus dem Bürgermeister und vier Senatoren oder Ratmännern bestand, und der nicht

<sup>1)</sup> und <sup>2)</sup> S. Hand-Protokollbuch S. 192.

bloß die städtische Verwaltung leitete, sondern auch die für die Stadtbewohner zuständige Gerichtsbehörde erster Instanz war, von Augenzeugen Bericht erstatten.

Das Hand-Protokollbuch S. 229 ff. teilt darüber folgendes mit:

„Den 28. September (1674) berichtet Hans Caspar Eur wegen der zwischen ihm und den Soldaten gehaltenen Kaufhändel am vergangenen Sonntag, und zwar wären sie drei, nämlich George Opitz und Hans Opitz zum Bier zu Heinrich Müllern gegangen, dabei habe ein Soldat, ein Fleischer, gefessen und sei aufgestanden und zu dem andern Tisch gegangen und habe zu Melchior Neugebauern gesagt, ich gehe nicht von dem Tische, ich gebe denn Einem eine Uhrfeige, was ihnen Martin Thysel referiret, worauf der Soldat wieder zu ihrem Tische gekommen und alleweil gespitzet und gesaget, was seid Ihr denn vor Burger, was habt Ihr denn mit den Soldaten? worauf er, Hans Caspar, gesagt, was gehets mich an? Habt Ihr mit einem anderen was, so machts auch mit ihm aus. Darauf habe ihn der Soldat stillschweigen geheissen; er habe geantwortet: Ich hab mein Maul vor mich. Darauf habe der Soldat wieder gesagt, er wolle solches seinem Rittmeister beibringen, worauf er, Hans Caspar, gesagt, er hätte früher auch mit Grafen und Fürsten geredet, er könnte auch wohl mit dem H. Rittmeister reden. Darauf habe ihm der Soldat eine Uhrfeige gegeben und mit dem Zickanstiel über den Kopf geschlagen, und als Opitz George auch dazu geredet und gesagt: Was macht Ihr denn, warum schlagt Ihr sie denn? da hätten sie (die Soldaten) ihn bald bei den Haaren genommen und zu Boden gedrückt und mit den Füßen in ihn gestoßen, und als er sich wieder auf die Bank machen wollen, so hätte der Soldat mit dem Zickanstiel über die Tischecke nach ihm geschlagen also, wenn er ihn recht getroffen hätte, so wäre er bald auf der Stelle geblieben; dennoch hätte er ihm mit dem Zickan ein Loch auf dem Kopfe blutrünstig geschlagen, auch hätte er ihm ein ganzes Pischel Haare ausgekrampelt.<sup>1)</sup> Daß sie die Soldaten Bernhaitter (Bärenhäuter) und s. v.<sup>2)</sup> Hundsfütter (Hundsfötter) geheissen, negat<sup>3)</sup> Hans Caspar Eur. Endlich ultimo (zuletzt) wäre wohl geredet worden, sie sinden nit wert, daß man den Hunden was zu essen gibt, und zwar hätte der George Opitz deswegen die Schläge bekommen, weil seinem (d. i. dem bei ihm einquartierten)

<sup>1)</sup> Auskrampeln bedeutet eigentlich: auskämmen, hier aber: ausreißen.

<sup>2)</sup> Vollständig lautet es: sit venia verbo, mit Erlaubnis zu sagen.

<sup>3)</sup> d. h. stellt in Abrede.

Soldaten eröffnet worden, daß er beim Caspar Seidel aus der Tischlade eine Haube und andere Leingeräthe genommen; auch hätte ihn sein Soldat gestern dreimal mit dem Degen übergehen wollen."

"Melchior Neugebauer gibt Bericht, daß der Fleischer, der Soldat, von seinem Tische aufgestanden und zu ihrem Tische gekommen und gesagt: Sacrement, wann sie mich nit mit Frieden und ungesoppt lassen, so werde ich bald Uhrfeigen austheilen, und er wäre kaum an seinen Tisch wieder gekommen, so hätte er schon Uhrfeigen ausgetheilet, und als Eur eine Uhrfeige bekommen, so hätte ihm George Opitz helfen wollen, worauf sein Soldat einen Bankstollen abgebrochen und dem Opitz George auf die Puckel (den Rücken) geschlagen."

"Peter Schedel gibt auch Bericht, daß der Breyer, der Soldat, den Opitz Georgen unter dem Tische beim Kopf gehabt, so sei er hinzugegangen und habe ihm helfen wollen; keinen Zickan habe er nie gesehn, sondern den Stiel nur; er hätte sonst nichts gehört, außer die Maulschallen und Schläge."

"Martin Thiesel gibt ingleichen Bericht, daß ein großer Tumult gewesen, er hätte auch selbst einen Schlag hintenzu auf den Kopf blutrünstig bekommen, worauf der Tischlergeselle dem Soldaten den Zickan stiel genommen; er hätte keinem nichts in den Weg gezelet, weil sie an einem andern Tische geseffen; er wüßte sonst nichts, wie es sich angefangen, außer daß sie (die Soldaten) selbst über den Wirth gewollet."

Ein ähnliches Vorkommnis, wie das soeben mitgetheilte, ereignete sich auch bei dem Bierauschank eines anderen Bürgers, worüber wir im Hand-Protokollbuche S. 231 ff. lesen wie folgt:

"Heinrich Kobliz berichtet wegen der bei h. Hondorff mit dem Fleischhacker, einem Soldaten, geschehenen Händel also: Als er nebst Matthes Rischern, Friedrich Schubert und Tobias Grohmann allda zum Bier gewesen, hätte er an dem Tische geseffen, wo der Fleischer auch geseffen und dieser hätte Towack getrunken (d. h. Tabak aus der Pfeife geraucht) und mit der Gabel eine Kohle geholet; endlich hätte er die Gabel verloren, worauf sie solche gesucht, und der Fleischer hätte gesagt, daß die Bürger zuvor auch die Gläser auf der Soldatenschlag genommen hätten, und sie sollten nicht eher fortgehn, bis er die Gabel wieder finden möchte, und als er, Kobliz, sich defendiren (verteidigen) wollen, hätte ihm der Soldat eine Uhrfeige gegeben. Doch gestehet er auch zu, daß er die Soldaten Hunde und Bernhaitter geheißten, weil der Soldat sie der Gabel geziehen und sie mit Schlägen tractiret worden, worauf sie sich auch entblößet."

„NB: Ex relatione (nach dem Bericht) der Frau Wirthin durch H. Bartsch<sup>1)</sup> wäre denselben Tag kein Glas verloren gegangen; auch hätte kein Bürger eins genommen, noch wäre ein Bürger dazumal mit dagewesen, als die Sachen verloren worden wären; es wären also nur unnötige Händel gewesen, die sie (die Soldaten) mit der Bürgerschaft anfangen“.

Alle diese Vernehmungen dienten dem Räte wohl nur zur Kenntnissnahme, denn ein gerichtliches Verfahren mit Urteilspruch und Festsetzung von Strafen für die Schuldigen fand nicht statt, und zwar wohl deshalb nicht, weil der Rat nicht die Jurisdiktion über die einquartierten Militärpersonen besaß und demnach auch der juristische Grundsatz: „Audiatur et altera pars“, man höre auch den anderen Teil, nicht in Anwendung kommen konnte, denn es war mit Sicherheit anzunehmen, daß der Werbeoffizier das Erscheinen der Soldaten vor Gericht weder anordnen noch auch nur gestatten würde. Wie wenig an ein Entgegenkommen des Rittmeisters in dieser Beziehung zu denken war, beweist ein Vorfall, der im Hand-Protokollbuch S. 262 verzeichnet ist. Dort heißt es:

„Auf Verordnung Eines Ehrenfesten, Erbaren und wohlweisen Raths wegen des vom H. Rittmeister Weichsel an vergangener Mittwoch frühe gegen 8 Uhr, als am 21. November (1674), geschehenen Schusses berichten beide Verordnete, nämlich Adam Brehme und Andres Krohmer, daß der Wirt Friedrich Voigt ihnen berichtet, daß die Seinige hinter dem Ofen geseßen, als der Schuß geschehen bei dem Fenster, welches auf den Ring gehet, zuvor aber hätte sie bei dem Fenster, durch welches geschossen ist, gestanden; auch wäre es wie eine Kugel von der Küchenthür zurückgefaulet, aber man habe sie bis zu dato nicht finden können, und weiset der Schuß, welcher durchs Fenster auf die Fleischbänke zu gehet, im Unterfenster ein Loch von der Größe eines Silbergroßschens; bei dem auf die Küchenthüre gerichteten Schusse, der oben angeschlagen, müßte der Anschlag, wenn es eine Kugel gewesen würde, etwas größer sein; was interim ad notam genommen<sup>2)</sup> den 23. November.“

Die Fleischbänke, welche hier erwähnt werden, befanden sich auf der Nordwestseite des Rathhauses in einem etwas unterhalb des Straßenniveaus gelegenen Gewölbe, welches gegenwärtig als Pfand- und Auktionslokal

<sup>1)</sup> Paul Bartsch war im Jahre 1674 als Ratmann Mitglied des Magistrats und wurde für das Jahr 1675 zum Bürgermeister vorgeschlagen. S. Hand-Protokollbuch S. 249.

<sup>2)</sup> d. h. einstweilen zur Kenntnis genommen.

benutzt wird. Noch jetzt sind die eisernen Haken, an welchen das Fleisch aufgehängt wurde, an der Decke und den Wänden des Gewölbes vorhanden.

Das Quartier des Rittmeisters, aus welchem dieser seinen Schuß abgab, muß, nach der Richtung des Schusses zu urtheilen, entweder auf der Südwestseite des Ringes in der Nähe der jetzigen Schulstraße oder auf der nordwestlichen Ringsseite unweit der Einmündung der heutigen Frankensteinstraße gelegen haben. Von den vom Magistrate abgesandten Männern, welche Erkundigungen über das im Hause des Friedrich Voigt erfolgte Schießen einziehen sollten, war Adam Brehme der Patschkauer Stadtschreiber, und Andres Krohmer gehörte zu den für das Jahr 1675 vorgeschlagenen Senatoren. Siehe Hand-Protokollbuch S. 263 und 249. Der vom Rittmeister in der Richtung nach den Fleischbänken hin abgefeuerte Schuß galt den Fleischherhunden, weil dem Rittmeister, wie er behauptete, ein Fleischherhund in die Beine gefahren wäre und seinen Hund hätte beißen wollen. Hans Schubert, der Zechmeister der Fleischhacker, vom Räte über diesen Vorfall befragt, sagt aus, daß der Rittmeister wegen der Hunde nicht zu ihm geschickt habe; er, Schubert, wisse nichts von diesem Schießen nach den Hunden, das am 21. November geschehen. — Um jeden Anlaß zu ferneren Mißhelligkeiten mit dem Werbeoffizier zu vermeiden, gibt der Magistrat den Fleischhackern durch ihren Zechmeister auf, „daß sie hinführo an einem Sonnabend ihre Hunde am Schran<sup>1)</sup> halten, die andern Tage aber im Hause angebunden halten sollen bei Strafe“. Siehe Hand-Protokollbuch S. 263.

Mit dem vom Räte erlassenen Befehl war dieser Zwischenfall erledigt; der Rittmeister aber trieb es nunmehr mit dem Schießen erst recht arg, und der Umstand, daß dasselbe inmitten der Gebäude der Stadt und obendrein zur Nachtzeit stattfand, war ganz geeignet, die Bürgerschaft wegen der möglicherweise eintretenden verderblichen Folgen in große Unruhe zu versetzen. Nicht weniger besorgt war auch der Rat, wie aus dem Hand-Protokollbuche S. 263 zu entnehmen ist. Dort heißt es nämlich: „Gutachten Eines E. E. w. w. Raths wegen des vom H. Rittmeister gestrigen Tages abends, als am 25. November geschehenen Schießens, wobei 26 Schüsse ohne die, welche ihm versaget, geschehen sein; der Rath ist willens, solches bei der hochfürstlichen Regierung klaghaft anzubringen; den 26. November“.

Bei diesem Beschlusse ließ es der Rat, der sich seiner Pflicht, für das Wohl der Stadt zu sorgen, in vollem Maße bewußt war, nicht bewenden. Über das weitere Vorgehen desselben berichtet unsere oft genannte Quelle a. a. O. wie folgt:

<sup>1)</sup> Schran oder richtiger Schranne bedeutet ein Geländer oder auch eine aus Gittern bestehende Einfassung eines Ortes.

„Den 26. dito (November) hat ein E. E. w. w. Rath den Notarius Adam Brehme, Zacharias Hirt<sup>1)</sup> und Hans Opitz<sup>2)</sup> wegen des gestern abend zwischen 8 und 9 Uhr geschehenen freventlichen Schießens auf die 26 Schüsse zum Rittmeister gesandt, um zu vernehmen, was sein intent (Absicht) und Meinung dabei sein möge, weil wir in der Nachbarschaft, nämlich zu Landecke, wo itz neulich auf die 38 Häuser weggebrennet sein, ein satzames Exempel haben, was geschehen könne, zumal hier auch auf dem Schmetterhause, wohin die Schüsse geschehen, viel Heu liegt, also daß ein sehr großes Unglück geschehen und eine Feuersbrunst die gemeine Stadt in so großem Winde ganz wegverbrennen möchte.“

Die Antwort des Rittmeisters auf diese Vorhaltungen lautete nach dem Hand-Protokollbuche S. 264: „Primo: wegen des Schusses, welcher nach den Hundten geschehen, so hätte er (der Rittmeister) nit mit fleiß in des Bürgers Haus geschossen, sondern unter die Hunde; es wäre keine Kugel gewesen, sondern Schrot, wie denn solches in dem Balken, welcher vor den fleischbänken liegt, zu finden sein wird; es wäre aus der Ursache geschehen, weil zuvor ein fleischerhund ihm in die Beine gefahren und seinen Hund beißen wollen. Secundo: wegen des gestrigen, als am 25. November abends um 8 und 9 Uhr geschehenen Schießens referiret H. Rittmeister, daß er solches aus recreatione (d. h. zu seiner Belustigung) gleichwie wir Musik hätten, gethan hätte. An der vergangenen Mittwoch wäre der H. Bürgermeister<sup>3)</sup> zu ihm gekommen und hätte gethan wie ein Ochse, und ein Bernhaitter ist er. Wann er ein militärischer Mann wäre seinesgleichen, so müßte er ihm den Hals zerbrechen, oder: er wollte ihm den Hals brechen, es sollte nicht 24 Stunden anstehen. Und er ließe sich die Lust nit wehren, er hätte auch wohl an anderen Orten närrischere Poffen angegeben, als hier, und wann er gemeiner Stadt ein Unglück zufügen sollte, so sollte man ihn beim Kaiser oder der hochfürstlichen Regierung verklagen, davor stünde sein Hals; er hätte nit mit Papier, sondern mit Haren geladen und wüßte schon, wie er schießen thäte.“

Der Ausdruck: „mit Papier oder Haren laden“ bedeutet, daß die Pfropfen, welche beim Laden der Vorlader auf die Pulver- und die Schrot- oder Kugelladung aufgesetzt werden, aus Papier oder Haren

<sup>1)</sup> Zacharias Hirt war im Jahre 1673 Handwerksmeister oder, nach heutigem Sprachgebrauch, Obermeister der fleischhacker. Hand-Protokollbuch S. 20.

<sup>2)</sup> Hans Opitz leistete am 26. November 1674 als „neugesetzter Kirchenvater“ vor dem Räte und im Beisein des Patschkauer Pfarrers und Erzpriesters Franziskus Primmer den Eid. Hand-Protokollbuch S. 265.

<sup>3)</sup> Es war der in dieser Monatschrift, 2. Jahrgang S. 22 f., erwähnte Bürgermeister Johann Zacharias Werder.

bestehen. Beide Arten der Ladung sind unter Umständen in gleicher Weise feuergefährlich, da die beim Abfeuern des Schusses in Brand gesetzten und mit fortgeschleuderten Pfropfen, mögen sie nun aus Papier oder Haren bestehen, nicht augenblicklich erlöschen oder aber verbrennen.

Ganz entsprechend dem brutalen und anmaßenden Benehmen des Rittmeisters gegenüber der städtischen Behörde war das Verhalten seiner Köchin gegen ihre Quartiergeber. Am 3. Dezember 1674 beschwert sich Georg Kaulig beim Räte, „daß die Köchin des H. Rittmeisters nur das Gefäß<sup>1)</sup> aus dem Brette nehmen thäte und nicht lange darum bitten oder begehren thut; wann er (Kaulig) etwas saget, so wünschte sie ihm alle Donnerhagel auf den Hals, und es würde ihm alles zerbrochen und zu schanden gemacht; er wäre auch nicht im stande, daß er eine Kanne vom Herde nehmen thäte, weil die Köchin die Seinige mit dem Messer bedrohe und das Holz brennend aus dem Ofen nähme“. Hand-Protokollbuch S. 269.

Mit dem Ausdruck „Brett“ bezeichnet man noch jetzt in der Patschkauer Gegend eine Art Schrank zur Aufbewahrung von Eßgefäßen, welcher in seinem unteren Teile mit Türen versehen ist und in seiner oberen offenen Hälfte querlaufende Holzleisten hat, an welche die Gefäße, wie Schüsseln, Teller u. s. w., der Reihe nach angelehnt werden.

Die im vorstehenden aufgezählten Unbilden sind noch nicht die ärgsten, welchen die Bewohner Patschkaus seitens des einquartierten Militärs ausgesetzt waren. Noch schlimmer erging es dem Besitzer der Mittelmühle, Andreas Endtner, welchem aus seiner Scheuer eine große Menge noch nicht gedroschenen Getreides von einem Soldaten aus Kosel gestohlen wurde. Die genannte Mühle, die ihr Wasser aus dem Kamitzbache empfängt und ihren Namen von ihrer Lage zwischen der Ober- und Niedermühle erhalten hat, existiert noch und liegt außerhalb der von der Ringmauer umschlossenen inneren Stadt in geringer Entfernung vom Frankensteiner Tore. Daß ein Diebstahl von solchem Umfange ausgeführt werden konnte, erklärt sich daraus, daß zu jener Zeit vielfach die Scheuern der Ackerbesitzer von den übrigen Hofgebäuden getrennt auf freiem Felde standen. Der Soldat hatte das Getreide nach Kosel, einem 3 Kilometer von Patschkau in nordwestlicher Richtung gelegenen Dorfe, gefahren und dort in der Scheuer des Bauern, bei dem er im Quartiere lag, ausgedroschen. Der Müller forderte nun zwar den betreffenden Bauer vor das Koseler Gericht, dieser aber entschuldigte sich damit, daß er von dem Diebstahl keine Kenntnis gehabt habe. Der Rittmeister aber, an den sich hierauf der Bestohlene bittend wandte, lehnte es rundweg ab, ihm zu seinem

<sup>1)</sup> Dieses Wort ist hier in kollektivem Sinne gebraucht statt des Plurals „Gefäße“.

Eigentume zu verhelfen. Das Hand-Protokollbuch S. 311 f. teilt uns darüber folgendes mit: „Den 6. Februar (1675) gibt Andres Endtner vor dem Rathe Bericht wegen des ihm entfremdeten Getreides, daß er zwar zur Kosel gewesen und solches bei dem Dreiding daselbst vorgebracht, der Bauer sich aber erculpirt, daß er derentwegen keine Wissenschaft habe, sondern der Soldat, welcher draußen im Quartier lieget, habe es zu ihm gebracht und habe 4 Schock gedroschen und 11 Scheffel aufgehoben. Davon sind draußen in dem Gerichte zur Kosel zwei Säcke Getreide. Die Säcke habe sich der Soldat ausgeliehen, einen bei dem Scholzen, die andern beim Fischer. Wie die Spuren solches gegeben, so sind vier Pferde gewesen, etliche unbeschlagen.“

Bezüglich der abweisenden Antwort des Rittmeisters lesen wir a. a. O.: „Andres Endtner nebst seinem Beistand George Preyßnern referiren des H. Rittmeisters Antwort wegen des Soldaten; als sie ihn gebeten, den Soldaten zu examiniren, wer ihm geholfen, hätte er zur Antwort gegeben, das thäte er nit, warum hätte man ihn nicht erst bei ihm verklaget, und wann ihm gleich der Bauer selbst aufgehalten hätte, so wäre es der Soldat nit schuldig zu sagen.“

Hiermit sind die Nachrichten des Hand-Protokollbuches über die damalige Einquartierung zu Patschkau erschöpft, und wir erfahren leider nicht, welchen Erfolg die vom Magistrate über den Rittmeister bei der fürstbischöflichen Regierung eingereichte Beschwerde gehabt hat. Dagegen gibt uns unsere Quelle S. 362 Kunde von einer abermaligen, im Frühjahr 1675 in Schlesien vorgenommenen Truppenwerbung. Die kurze Notiz, welche zum Schlusse wiedergegeben werden soll, lautet: „Den 7. Aprilis hat sich ein Corporal zu Werbung der Stralsaldischen Rekruten vermög Hochlöblichen Königlichen Oberamts-Patents allhier angegeben, doch mit dem Reservat (Vorbehalt), keinen angeseffenen und verheiratheten Bürger, keinen wirklich arbeitenden Handwerksburschen wie auch kein wirkliches Dienstgesinde zu werben.“

---

## Flüchtige Begegnung.

Von

Marie Oberdieck, Breslau.

---

s streifte eine Schwalbe  
Mit ihrem Flügelschlag  
Leichthin ein stilles Wasser,  
Das tief in Träumen lag.

Da zitterten Wellen über  
Den sonst so stillen Ort,  
Und weiter stets und weiter  
Schritt die Bewegung fort. —

Du hast mein Leben gestreift,  
Kaum ward es Dir selber kund,  
Mein Herz aber ist erzittert  
Bis in den tiefsten Grund.

---

## Am Marienbilde.

Von

Marie Oberdieck, Breslau.

---

n hügeliches Gelände weit durchmessend,  
Das naher Ernte Segen schon verheißt,  
Das, ohne Wandel feld an felder reihend,  
Der Sommersonne Glut willkommen heißt,

Seh' ich ein fleckchen Wald vereinsamt stehen,  
 Durch das mein Weg mich unerwartet führt,  
 Und trete in der Fichten tiefen Schatten,  
 Der kühlend meine heiße Stirn berührt.

Wohltuend weht um mich des Waldes Frische,  
 Und wie mich so der stille Ort erquickt,  
 Seh' ich ein Muttergottesbild, das milde,  
 Zum Weilen ladend, auf den Wanderer blickt.

Und ihm zu Füßen lehnt ein Blüentraübchen  
 Am Fichtenstamme, sorglich hingestellt,  
 Ein einzig Träubchen, eine Opfergabe,  
 So rührend schlicht und so von Lieb' erhellet!

Wer brach die Blüte draußen auf dem Felde?  
 War es ein froher, der, des Glückes voll,  
 Des Weges kam und fromm entrichteten wollte  
 Aus übervoller Brust des Dankes Zoll?

War's ein Mühseliger, war's ein Beladener,  
 Den nur der Glaube aufrecht noch erhält?  
 Hat still ergeben oder brünstig flehend  
 Er vor das Bild sein Opfer hingestellt?

Wird ihm Erfüllung seiner Wünsche werden?  
 Wird wieder Freude ziehen in sein Haus?  
 Das Bild schweigt still; doch Stärkung und Erquickung  
 Nahm aus dem Wald des Wandrers Herz hinaus.

## Der alte Michel.

Von

Marie Klerlein, Breslau.

**D**ie Sonne kümmert sich nicht um die Satzungen, die Sitten und Morallehren der Menschen. Über uns alle läßt sie in gleicher Weise ihr Licht fluten, und wer sich nicht in Scheu vor ihr verbirgt, nicht den größten Teil seines Lebens im Düster der Mauern, in Kellern und Höhlen verbringt und die Nacht zum Tage macht, dem ist sie eine liebevolle Mutter. Sie ergießt ihre heilkräftige Segensfülle über ihn und spendet ihm Lebenskraft und Lebenswonne, gleichviel, ob er nach den Begriffen der Menschen zu den Guten oder zu den Bösen gehört. Wie die flammende Lebensspenderin ihren lebenden Kindern keine Richterin ist, so richtet sie auch die Toten nicht.

Ich denke jetzt an ein Grab, das auf dem Kirchhofe eines ober-schlesischen Dorfes, unweit meiner Heimat, zu finden ist. Als der Kirchhof von den Händen des Priesters die Weihe empfing, ist wohl auch ein Tropfen des geheiligten Wassers in jenen Winkel gefallen, in welchem der Totenhügel, den ich meine, sich erhebt, und auch des Priesters frommes Gebet und der Weihespruch sind dahin gedrungen. Aber den Menschen gilt jene abgelegene Stelle des Kirchhofes als ungeweiht. Die Mitmenschen, die dort in ewigen Schlafe ruhen, sollen, so heißt es, furchtbar gefrevelt haben wider Gott und die Natur.

Die Sonne ist keine Richterin.

Menschenhände haben Blumen gepflanzt auf das Grab des Frevlers, und die Sonne nahm sie in ihre belebende Hut, so daß sie üppig gedeihen und in den herrlichsten Farben des Sommers glühen und blühen. Wunderbarer leuchten auf keinem der vielen Gräber die Blumen, wie auf diesem Grabe, und auch hier hauchen sie aus duftigem Munde die frohe Kunde vom ewigen Lichte, vom ewigen Leben und von der ewigen Liebe.

Ich denke an jenen abgesonderten Blütenhügel, und das Bild des alten Mannes, der darunter schläft, tritt klar vor meine Seele. Und meine Seele neigt sich vor dem Bilde in Ehrfurcht.

\*

\*

\*

„Verknuchter, ruppiger Laustigel Du! De Zumpaln reiß ich Der raus!“

Der Brettmüller Urban, ein feister Landmann, hielt mit beiden Händen ein halbwüchsiges Bürschchen an den Haaren fest und schüttelte es unbarmherzig. Als das arme Kerlchen sich nach einigen heftigen Windungen frei

gemacht hatte, blieben ein paar Püschel der gelben Haare in den Händen des Grobians zurück.

„Sittes Hoderlumpazeug nimmt ma eis Haus! Ich schloa Dich tut!“ Der Brettmüller griff nach einer Hacke und schleuderte sie dem flüchtenden Jungen nach. Schimpfend zog er sich in das Haus zurück.

In einem Schuppen der Brettmühle war ein alter Mann an einer Hobelbank beschäftigt. Er schnitt und hobelte Stafeten für einen neuen Zaun zurecht. Der Lärm im Hofe veranlaßte ihn, an das offene Tor zu treten, und er wurde Augenzeuge des Strafgerichtes, das dort vor sich ging. Der mißhandelte Knabe kam herbeigelaufen, rannte an dem Alten vorüber und warf sich im Schuppen auf die Hobelspäne. „Ich häng mich uf, oder ich spring eis Wasser!“ rief er weinend und wütend, und er suchte in den Spänen herum, daß sie im Schuppen umherflogen.

„Ich koan doch nich derfiere, doß 's Pfard lohm gieht!“ fuhr er jammernd und klagend fort. „Oan ollem sull ich schuld sein; fer olles krieg ich de Hiebe! Wenn a mer zu viel macht, doo zünd ich ihm de Buddicke mitsoamt dar Bratmühle oan!“

Der Alte nahm das wütende Bürschchen am Arm, zog es empor und stellte es auf die Beine. „Führ nich sitte Reda!“ sprach er verweisend. „Unser Herrgott sieht olles!“

„Im mich kimmert a sich nich!“ erwiderte erregt der Junge.

„Woas sprichste doo?“ fragte der Alte betroffen und streng. Er blickte den Knaben scharf und strafend an, so daß dieser scheu einige Schritte zurückwich.

„Unser Herrgott sieht olles!“ wiederholte der Stafetenmacher. „Ohne senn Willa fällt keene Taube nich vum Dache und kee Hoar nich vum Kuppe. Unser Herrgott weesß, war recht hoot und war unrecht hoot. Eemoal wärd sich olles rausstella, und olle warn 's floar ver a Woga hoan. Doo warn die Engel mit a Pusauna kumma, und dar Trache mit a sieba Köppa und a zahn Hörnern, dar wärd o kumma. Doas wärd eene goar schlimme Zeit sein, und wenn doas olles asu kimmt, wies der Johannes geuffenboart hoat, doo warn de Biesä —“

„Mahrt ock nich schund wieder!“ rief der Junge ärgerlich und rannte fort aus dem Schuppen.

Der Alte schüttelte das Haupt und setzte rüstig seine Arbeit fort.

Nach einer Weile kehrte der Junge mit einem Korbe zurück, raffte ihn voll Späne und und erklärte, daß er sie in die Küche bringen solle. Der alte Mann nahm diese Gelegenheit wahr, auf das Gespräch von vorhin zurückzukommen. In ermahnendem, freundlichem Tone bat er ihn, nicht über heilige Dinge zu spotten und sich nicht an Gott zu versündigen.

Gott sehe und höre alles, und wenn die Posaunen ertönen werden, dann werde jedes Rechenschaft abgeben müssen.

Josef achtete nicht auf diese Rede, und als er mit dem Korbe abzog, rief er unwirsch: „Hoalbnärrsch seid Ihr schund, alder Michel!“

\*                      \*                      \*

Kein Tag verging, ohne daß Josef vom Brettmüller eine Tracht Prügel bekam. Und nicht nur vom Brettmüller, auch vom Hausgesinde und von den Arbeitern, die in der Brettmühle beschäftigt waren. Alle, mit Ausnahme des alten Michel, betrachteten es als ein besonderes Vorrecht und als eine gute Tat, an dem vierzehnjährigen Knaben durch Hiebe und Scheltworte ein Erziehungswerk zu vollbringen. Er war der Sündenbock für das ganze Haus, und er mußte täglich büßen für Fehler und Unterlassungen, deren sich andere schuldig gemacht hatten. Täglich schwur er sich im Stillen zu, daß er ins Wasser springen, oder sich aufhängen, oder die Brettmühle anzünden werde. Dieser Ausbruch der Verzweiflung aber währte nie so lange, daß Josef Zeit gefunden hätte, seinen schrecklichen Schwur zu erfüllen. Das junge Gemüt vergaß schnell alles Ungemach und alles Unrecht, das es erduldet hatte, und die heitere Jugendkraft gelangte immer wieder zum Siege.

Am nachhaltigsten waren Bitterkeit und Haß gegen die Menschen, so wie die Todessehnsucht und die Racheblut in der Knabenseele, wenn die Peiniger nicht nur auf ihn, sondern auch auf seine tote Mutter geschimpft hatten.

Josef war im Armenhause groß gewachsen. Hunger und Prügel waren die beständigen Begleiter seiner Kindheit gewesen. Seine Mutter hatte im Rufe einer lasterhaften und verrückten Weibsperson gestanden. Er war ihr gut gewesen, und in seiner Erinnerung lebte sie als eine liebevolle und gütige Frau, die ihr ganzes Leben lang schwer dulden mußte und an der die Menschen viel gesündigt hatten. Der Sohn wußte, daß sie krank im Kopfe und nicht so klug gewesen war, wie andere Frauen; doch er trug die heilige Gewißheit im Herzen, daß keine andere Mutter besser sei, als es die seine war. Sie war manchmal eingesperrt gewesen. Aber sie hatte doch nur aus Hunger gestohlen. Jeden Tag war sie in Arbeit gegangen, und sie hatte soviel gearbeitet wie die andern, doch keinen Lohn bekommen, weil die Bauern meinten, sie versoffe das Geld. Josef wußte genau, daß sie ihr nur aus Schlechtigkeit und Geiz keinen Lohn gegeben hatten. Die verrückte Lumpenliese hieß sie im Dorfe. Josef wurde noch jetzt, wie früher in seiner Schulzeit, der Lumpenjosel oder der Spitzbubenjosel genannt, und er hatte doch noch nie gestohlen. Nur manchmal ein Säckel voll Kartoffeln vom

felde, wenn er und die Mutter zu Hause nichts zu essen hatten. Wenn Josef daran dachte, wie ihm damals die andern Jungen verachtet und verhöhnt hatten, packte ihn noch jetzt die Wut. Er hatte aber Rache genommen! Mit heller Freude dachte er an den Tag, an dem er den Sohn des Brauers in der Sandgrube erwischte. Halb tot hatte er ihn geschlagen, den eingebildeten Lummel, von dem er stets am ärgsten verhöhnt worden war. Obendrein hatte er ihn in ein Wasserloch geschmissen. Josef erinnerte sich auch noch deutlich, wie er damals auf Befehl des Schulzen auf eine Schnittbank festgebunden worden war und vom Gemeindevoten Hiebe gekriegt hatte, so daß er acht Tage nicht sitzen konnte. Was hatte ihm das geschadet! Er war nicht gestorben daran, und der Brauerjunge hatte doch seine Lektion weg gehabt.

Als er aus der Schule entlassen worden war, hatte der Brettmüller ihn zu sich genommen. Da erging es ihm noch viel schlimmer als im Armenhause. Und als dann seine Mutter im Gefängnislazarett gestorben war, hätte er am liebsten tot sein mögen.

Dem Brettmüller war er gram, aber mehr noch dessen Sohn, der im gleichen Alter mit ihm stand. Von diesem Bengel wurde Josef oft geschlagen und an den Ohren gezerrt, und er mußte sich's gefallen lassen. Er mußte sogar still halten, wenn Herbert mit Knallerbsen nach ihm schoß; denn wenn dieser böse wurde und zum Vater klatschen ging, hatte Josef jedesmal eine böse Stunde. Herbert sollte ein Offizier werden. Er wurde vom Vater so sehr verhätschelt, als sei er jetzt schon ein Hauptmann oder gar ein kleiner General. Wenn Herbert klagte: „Der Josef folgt nicht!“ so fuhr der Alte zornig auf, rannte sogleich zu Josef hin und faßte ihn bei den Haaren. Der Brettmüller meinte nämlich, sein Sohn müsse, da er ein Offizier werde, auf Menschen schießen lernen. Das sei sehr wichtig, und daher verlangte er, daß Josef still halte. Mit Erbsen sei noch kein Mensch totgeschossen worden, und ein Schuß mit der Erbsenflinte täte garnicht einmal weh. Josef durfte darauf nichts erwidern; er wußte jedoch, daß ihm das Gesicht manchmal so weh getan hatte, als ob es von einer richtigen Kugel getroffen worden wäre. In seinen Träumereien wünschte der arg mißhandelte Junge manchmal, daß, wenn Herbert ein Offizier sein werde, ein Krieg losbrechen möge und Herbert zu allererst marschieren müsse, neben dem Fahnenträger und dem Tambour. Dann müßten zwei Kugeln kommen; eine müßte ihm die Nase wegreißen, die andere ins Auge fliegen. Herbert sollte daran denken, daß er einst den armen Josef mit Knallerbsen ins Gesicht geschossen hatte.

Lange überlegte Josef, ob er den Herbert nicht einmal tüchtig verhauen sollte. Oft war er im Begriff, sich auf ihn zu stürzen und Rache zu

nehmen für all das Schreckliche, das er durch ihn erlitten hatte; doch seine Angst vor dem Brettmüller war so gewaltig, daß er stets im rechten Augenblick sich zu bezähmen wußte. Dagegen ging er zu seinem Vormund und versicherte ihm, daß er das Leben bei dem Brettmüller nicht mehr ertrage. Der Vormund hörte ihn kaum an und meinte, es wäre eine große Ehre und ein Glück, bei dem reichen Brettmüller zu dienen, und Prügel gäbe es überall. Einem solchen Taugenichts überhaupt, wie Josef einer sei, könnten Prügel nichts schaden.

Seit jenem Tage wußte der Junge, daß er auf der ganzen Welt keinen Menschen besaß, der es gut mit ihm meinte und dem er sein Unglück klagen konnte. In mancher Stunde war ihm so, als müsse er es machen wie der Rother-Schuster, der immer von seinem Weibe geprügelt worden war. Der Rother-Schuster hatte einen Strick genommen, war in den Grenzbusch gegangen und hatte sich aufgehängt; aber solche Gedanken kamen und verschwanden so flüchtig wie die Raben, die über die Breitmühle flogen, und Josef lebte seine Tage weiter.

Einmal brach das Unglück herein. Herbert sagte, Josefs Mutter sei eine alte versoffene und versthlene Bettelhere gewesen. Da wurde dem Stalljungen im Kopfe so wirr, daß er sich vergaß, dem kleinen Lämmel die Erbsenslinte aus der Hand riß und ihn damit auf den Kopf schlug. Er schlug und schlug und hätte ihn in der Raserei vielleicht totgeschlagen, wenn nicht ein paar Arbeiter dem Herbert schnell zu Hilfe gekommen wären. Der Brettmüller wollte gleich an den Gendarm und an den Staatsanwalt schreiben, faßte jedoch eine andere Meinung, nahm einen Ochsenziemer und schlug den Josef, bis er aus Müdigkeit nicht mehr schlagen konnte. Dann ließ er ihn in den Keller schleppen, und er selbst verschloß die Kellertür.

Vom Mittag bis zum andern Morgen saß Josef im Düstern zwischen alten Fässern und Gerümpel. Dort kam ihm wieder der Gedanke, sich durch Anzünden der Breitmühle zu rächen, und er schwur, den Vorsatz auszuführen. Das ganze große Wohnhaus, das Mühlhaus, die Ställe, die Scheune, das Backhaus — alles sollte abbrennen. In der Nacht sollte es sein, wenn die Menschen in den Betten lagen, und der Brettmüller und Herbert sollten mit verbrennen. Wenn Herbert und sein Vater zu zeitig aufwachten, und wenn es ihnen gelingen sollte, beim roten Feuerschein durch ein Fenster in den Garten oder in den Hof zu springen, so sollte doch wenigstens Herberts ganzes Spielzeug verloren sein. Josef war dabei gewesen, als das Kluschwitzer Vorwerk und die Schäferei abbrannten. Im größten Sturm und in pechfinsterner Nacht war er hingerannt und so schnell gelaufen, daß er gleich hinter der Spritze dort ankam. Das war das größte Feuer,

das er gesehen hatte. Über hundert Schafe und ein paar Schweine waren verbrannt. Das Feuer in der Brettmühle sollte noch viel größer werden.

„Dar tumme Offe!“ dachte Josef, als sich seine Gedanken wieder mit Herberts Spielzeug beschäftigten. „A is a su alt, wie ich, und a hoat nooch immer Spielzeug, wie a klee Kind. A kriegt doas Ollerbeste zu frassa, und a bleit a su a verbutter Gribisch.“

Josef bekam nichts zu essen, und er fürchtete schon, daß er im Keller verhungern solle. In der Nacht ängstigte er sich schrecklich, und manchmal war ihm so, als sähe er ein Gespenst oben am Kellerloche vorbeihuschen. Auch in den finstern Winkeln raschelte es ein paar Mal, so daß ihm ordentlich das Herz still stehen blieb. Er saß immerfort auf dem Fasse und blieb munter bis zum Morgen.

Aber er ärgerte sich nicht, daß er dem Herbert einmal gründlich heimgeleuchtet hatte. Wenn die großen Leute auf seine tote Mutter schimpften, so konnte er nichts dagegen tun, da sie stärker waren als er. Von Herbert aber ließ er sich's nicht gefallen, mochte geschehen was wollte. Und wenn er auch dem Gendarm und dem Staatsanwalt angezeigt würde — er wollte dennoch bei nächster Gelegenheit wieder auf den Gribisch losfahren, wenn dieser sich abermals erfreuen sollte, auf die gestorbene Mutter zu schimpfen.

Der Brettmüller brauchte den Josef zur Arbeit, deshalb ließ er ihn am Vormittag heraufholen. Er verabfolgte ihm ein paar Ohrfeigen und sagte: „Tu wirsch De wull kuriert sein!“

Josef konnte die Nacht im Keller nicht vergessen, und so oft die Racheglut in ihm auflohte, erneuerte er den Schwur, den er im Keller getan hatte. Dann sah er im Geiste das brennende Haus. Die Nacht war schwarz, die Bäume im Garten sausten und sangen im Sturmwinde. Die schrecklich großen Flammen, die zum Dache herauschlugen, prasselten, die Funken und Feuergarben flogen durch die Luft, und alle Gebäude der ganzen Mühle begannen zu brennen. Aus dem Dorfe kam die Spritze, und auch die Spritzen aus den anderen Dörfern kamen lärmend herbeigerasselt; viele Menschen mit Löscheimern standen im Hofe, auf der Gasse und im Gemüsegarten; aber alle zusammen waren nicht im stande das große Feuer zu löschen. Josef genoß das Glück befriedigter Rache, wenn er sich die rote Schreckensnacht in Gedanken ausmalte. Er tat dann einen zweiten Schwur; wenn er die Brettmühle nicht anzünde, so solle ihn das Gewitter totschiagen. Wer dieses Todesurteil, daß er gegen sich selbst gefällt hatte, vollstrecken sollte — der Herrgott oder der böse Feind, oder sonst eine Macht — darüber dachte er nicht nach. Doch er glaubte fest daran, daß ihn das Gewitter erschlagen würde, wenn er das Haus nicht anzünde. Zuweilen bereute er

seinen schauerlichen Vorsatz, und er bekam dann eine schreckliche Angst vor sich selber. Er wollte sich frei machen von den schwarzen Gedanken; doch eine Stimme in ihm verlangte beständig, daß er seinem Schwur treu bleiben müsse, auch wenn es ihm das Leben kosten sollte. Die Beschimpfungen und die Schläge und die Püffe, die er täglich empfing, fühlte er gar nicht mehr; sie waren viel zu gering im Vergleich zu den Peinigungen, die ihm sein eigenes Sinnen und Grübeln verursachten.

\* \* \*

Der Entschluß gedieh zur That.

Herbert verlangte, daß ihm Josef die Stiefeln auch auf den Sohlen blank putze. Mit Widerstreben versuchte Josef, dem närrischen Befehle nachzukommen. Er erkannte bald, daß die schmutzigen rauhen Sohlen nicht blank zu kriegen waren; mechanisch aber bürstete er weiter. Er bürstete immer schneller und kräftiger, als wollte er das Unmögliche erzwingen, dabei aber dachte er, daß er nicht lange mehr Stiefel putzen werde. Die stille Freude in seiner Brust steigerte sich zum Jubel. Es sollte das letzte Mal sein, daß Josef sich von Herbert schikanieren ließ; die Stunde der Auszahlung der Vergeltung sollte bald schlagen. Josef schmierte immer neue Schuhwische auf das harte Sohlleder, bürstete mit neuer Kraft und wünschte dabei im Stillen, daß es bald Abend sein möge.

Der Brettmüller stand am Hofstore und sprach mit einem fleischer. Er wollte eine Kuh verkaufen; seine Frau aber, die hinzu kam, schrie dem fleischer zu, er solle nur machen, daß er fortkomme, die Kuh werde nicht verkauft. Am Brunnen stand die Magd und scheuerte das Butterfaß. Drüben an der Brettmühle luden Arbeiter Stämme ab. Hinten im Schuppen an der Scheune hobelte der alte Michel noch immer Staketen. Der Pluto riß an der Kette und bellte den fleischer und dessen Hund an. Die Hühner scharren auf dem Miste und die Tauben saßen oben auf der Dachrinne. Alles war so, wie an andern Tagen; keines wußte, was in der Nacht geschehen werde. Josef empfand wieder, daß kein anderes Geschöpf in dem großen Hofe der Brettmühle so verachtet sei als er, und berauschte sich immerzu an seinen Rachegeanken. Er fühlte wieder, wie einst in seiner Schulzeit, wenn die anderen Jungen ihn verhöhnt hatten, daß er der Stärkste von allen sei. O, das sollte eine Lust werden! Sie sollten ewig an ihn denken!

Die Sohlen bekamen keinen Glanz; alles Bürsten half nichts. Josef trug die Stiefel in die Küche und stellte sie in den Winkel zum anderen Schuhzeug.

Der ersehnte Abend kam endlich. Als der alte Michel den Schuppen verlassen hatte, huschte Josef hinein. Er hatte, als er die Stiefel in die Küche trug, eine Schachtel Zündhölzer entwendet.

Dem Josef war so, als ob er Branntwein getrunken hätte. „Tu's nicht, tu's nicht!“ schrie etwas in ihm; doch es klang so, als ob die dringende Warnung nicht aus ihm selbst käme, sondern von einem anderen Wesen ausgestoßen würde, das ihn retten wollte vor dem schlimmen Unglück. Je lauter diese ungewisse Stimme erscholl, desto unbändiger war sein Voratz, es dennoch zu tun. Als er sich bücken wollte, stieß er mit dem Gesicht an die Hobelbank — ganz so, als ob er betrunken wäre. Und er hatte doch keinen Branntwein getrunken. Er trank nie Branntwein, da er keinen bekam. Ihm war so verwirrt, so närrisch zu Sinn, — er dachte an seinen Schwur — nein, er konnte überhaupt nicht denken. In ihm bestätigte sich nur der Drang etwas zu tun, was er sich fest vorgenommen hatte. Er nahm ein Zündholz aus der Schachtel und strich Feuer. Ob der Wind es ausblies, oder ob seine Hand zu viel gezittert hatte — er wußte es nicht. Eine schreckliche Angstbeflemmung ergriff ihn. In dieser Not lebte plötzlich ein Gedanke in ihm auf, der ihm Mut verlieh. Die Schuld würde auf den alten Michel fallen, der war zuletzt im Schuppen gewesen.

Ein zweites Streichholz flammte auf, die Hobelspäne brannten. Die Flamme schlug empor. Josef wollte entspringen, da ertönte hinter ihm ein Schrei, und er erschrak so mächtig, daß er sich festgebannt fühlte. Ein Mann stürzte herbei, warf sich auf die hochlodernde Flamme, drückte sie nieder und schlug nach ihr, bis sie tot war. Das war der alte Michel. Regungslos sah Josef der Rettungstat zu, und regungslos stand er noch da, als Michel schon die letzten Funken vernichtet hatte. Dann fühlte er sich am Nacken gefaßt. Widerstandslos ließ er sich aus dem Schuppen und dann durch die Tür in den Garten stoßen. Er dachte, daß es nun um ihn geschehen sei, und er erwartete, daß Vater Michel ihn prügeln, oder würgen und dann zum Brettmüller, oder bald ins Spritzenhaus schleppen werde. Er war ganz willenlos geworden; auch schien ihm alle Kraft entschwunden zu sein, so daß er sich nicht wehren konnte. Ihm war auch alles egal.

„Bengel, asu eener bist De!“ erscholl es ihm grell in den Ohren. „Du bringst Dich eis Zuchthaus! Wenn ich nich derzune gekumma wär, wenn ich nich de Pfeife vergassa hätte, doo koam itze schund 's Feuer zum Dache raus!“

Josef erwiderte kein Wort. Der alte Michel redete allein. Er befahl ihm, schlafen zu gehen und zu beten, daß der liebe Gott die schwere Sünde verzeihe.

Josef ging in den Pferdestall und kroch, ohne sich zu entkleiden in seinen Verschlag. Beten konnte er nicht; er hatte zuviel nachzudenken. Er wunderte sich zu sehr über den alten Michel . . . Am andern Morgen kam es ihm merkwürdig vor, daß er die ganze Nacht geschlafen und der Knecht ihn hatte wecken müssen. Als er sich die Vorgänge vom letzten Abend vergegenwärtigte, war er sich bewußt, daß er etwas sehr schlimmes getan hatte. Da bemächtigte sich seiner wieder die entsetzliche Angst. Er glaubte immerzu, daß Vater Michel mit dem Brettmüller reden werde. In den Schuppen traute er sich nicht, obgleich er gern gewußt hätte, ob noch verkohlte Hobelspäne dort lägen. Als er von der Stalltüre aus sah, daß die Magd schnell zum Tore hinaus lief, dachte er, der Brettmüller habe sie zum Gendarm geschickt. Er wollte schon davon laufen, zuerst in den Wald und dann noch viel weiter fort; doch er blieb und wußte nicht warum.

Um den Mittag herum erzählten die Dienstboten einander, daß beinahe der Schuppen und die ganze Brettmühle abgebrannt wären; der alte Michel habe bei seinem dummen Pfeiferauchen ein brennendes Streichholz in die Hobelspäne geworfen, und das Feuer sei gleich so groß gewesen, daß die Lohe bis ans Dach schlug. Michel habe es ausgelöscht, sich aber schlimm dabei verbrannt. Er sei nicht in die Arbeit gekommen; doch der Brettmüller sei schon bei ihm gewesen.

Alle Dienstboten und auch die Arbeiter aus der Sägemühle gingen in die Schuppen und sahen die Stelle an, wo es gebrannt hatte. Josef ging nicht mit. Der Knecht hatte die Stelle zuerst gesehen und den Brettmüller hingeführt. Josef fragte sich vergeblich, warum kein Mensch wußte, daß er das Feuer angezündet habe. Er war überzeugt, daß man noch auf ihn verfallen und ihn festnehmen werde. Noch mehr war er darüber erstaunt, daß der alte Michel nicht die Wahrheit sagte. Vielleicht war Michel zu dumm dazu. Er — Josef — hätte eine solche Schuld nicht auf sich sitzen lassen, wenn ein anderer die Hobelspäne angezündet hätte.

\* \* \*

Josef fühlte sich glücklich, weil er in die Stadt ins Krankenhaus gekommen war. Wohl hatte er schreckliche Schmerzen gelitten; nun aber war nur die Freude übrig geblieben, daß er nicht mehr in der Brettmühle sein durfte. Auf seinem Krankenlager hielt er sich sicher vor dem Brettmüller und vor dem Gendarm.

Er hatte das Bein gebrochen. Zwei Tage nach jenem bösen Abende im Schuppen war er von der Leiter gestürzt. Herbert hatte, als Josef auf dem Heuboden war, schnell ein paar Leitersprossen durchsägt. Darüber

ärgerte sich Josef nicht; er freute sich, daß alles so gekommen war und daß er sich weit fort von der Brettmühle befand.

Achtzehn Betten standen im Krankensaale. Zuerst hatte Josef ein paar Mal nur siebzehn, einmal sogar bloß sechzehn Betten gezählt; aber dann waren immer achtzehn herausgekommen. Diese Zählung stimmte. Neben Josefs Lager stand das Bett eines Jungen, der auch das Bein gebrochen hatte. Er hieß Valentin. Ein komischer Name. Josef hatte einen solchen Namen noch nicht gehört. Valentin war ein guter Junge; er plauderte gern mit Josef, und er erzählte Geschichten, wenn auch die anderen Kranken manchmal darüber böse waren und Ruhe haben wollten. Noch sechs Tage sollte Valentin im Krankenhause bleiben; dann — so hatte der Doktor gesagt, sei er geheilt und könne wieder große Sprünge machen und dabei auch das andere Bein brechen. Der Herr Doktor war immer so lustig und machte viel Spaß. Zu Josef sagte er, wenn er wieder von der Leiter falle, soll er sich vorher einen Strohsack unten hinlegen. Wenn Josef in sechs Tagen schon geheilt gewesen wäre, hätte Valentin ihn zum Kaffee eingeladen. Valentins Mutter hatte gesagt, daß sie Kuchen backe, und daß viele Jungen zum Kaffee kommen würden. Ach, wie gern wäre Josef dabei gewesen!

Nachmittags kam Besuch zu den Kranken. Der brachte immer viel Gutes mit. Manchmal sogar Wein. Der leuchtete und funkelte, wenn er ins Glas gegossen wurde, viel schöner als bairisches Bier. Josef hätte für sein Leben gern einmal gekostet. Er wußte, daß nur die ganz reichen Leute Wein trinken. Zu ihm kam kein Besuch. Ja, wenn seine Mutter noch gelebt hätte! Gewiß würde sie jeden Tag gekommen sein, so wie Valentins Mutter. Einmal kamen drei kleine Mädels mit. Das waren Valentins Schwestern. Sie hießen Liesel, Gretel und Berta. Sie brachten viel Gutes aus dem Bäckerladen mit, auch Äpfel und Birnen. Josef bekam einen Apfel, und als die Frau und die Mädels fort waren, gab ihm der Valentin noch einen Brezel und zwei Birnen. Das war ein schöner Tag. Wenn seine Mutter noch gelebt hätte, würde er mit Valentin alles geteilt haben, was sie ihm brachte.

Sonnabends wurde Valentin hinausgeführt, und er kam nicht wieder. Josef war nun allein. Ihm war ganz traurig zu Sinne, er hätte weinen mögen.

Sonntag nachmittags kam zu den anderen Kranken viel Besuch. Auf einmal sah Josef den alten Michel. Da durchfuhr ihn ein heftiger Schreck, und er erinnerte sich plötzlich wieder an seine Sünde und an die große Gefahr, die ihn schon soviel geängstigt hatte. Er hörte, wie Michel nach ihm fragte, und er glaubte, daß der Brettmüller nun alles wisse.

Michel kam ans Bett, reichte dem Josef die Hand und fragte, wie es ihm gehe. Josef brachte in seiner Angst und Verwirrung kein Wort hervor. Eine ganze Zeit lang konnte er nicht reden, obgleich Michel gar nicht böse war, sondern ganz freundlich sprach. Er vermochte garnicht zu begreifen, warum Michel so lieb zu ihm sprach. Sogar Brekeln bekam er von ihm geschenkt. Er nahm sie, und er weinte. Er hätte sich doch freuen sollen, daß Vater Michel so gut war; aber ihm wurde halt so bange und so sonderbar ums Herz, daß er immer noch mehr weinen mußte. Und als er endlich den Mut zum Reden fand, drängte sich ihm die Frage auf die Lippen, ob der Brettmüller schon etwas wisse. Michel verstand den Sinn der Frage und erwiderte: „Doas braucht kee Mensch nich zu wissa!“

Sie redeten dann von anderen Dingen. Michel erkundigte sich nach dem kranken Beine, nach den Ärzten und nach der Pflege, die Josef genieße. Er erzählte einige Neuigkeiten aus dem Dorfe und daß mehrere Personen den Josef grüßen ließen. Dieses freute den Kranken zwar; doch die ängstliche Beklommenheit wollte nicht von ihm weichen. Gar zu gern hätte er Näheres darüber erfahren, wie der Brettmüller über den alten Michel denke, und ob das Anbrennen der Hobelspäne beim Gendarm oder beim Herrn Amtsvorsteher angezeigt worden sei. Er versuchte immer wieder, das Gespräch auf den Vorfall im Schuppen zu bringen; Michel aber gab keine bestimmte Antworten.

„Du hufst Dei Säben noch vier Der“, sagte Vater Michel. „Mir alden Moanne schoadts nimeh viel, woas de Leute mit mer macha und woas se vu mer halden.“

Josef kam durch diese und andere Worte zu der Vermutung, daß Vater Michel durch den Brettmüller viel zu leiden habe. Der ganze Haß, den er gegen diesen Menschen hegte, ward wieder in ihm wach und machte sich in Worten Luft. Michel tadelte ihn deswegen. Er meinte, wir seien ja nicht von dieser Welt, und in jener anderen Welt werde es sich schon herausstellen, wer recht und wer unrecht gehabt habe. Der jüngste Tag sei vielleicht gar nicht mehr weit, und wenn erst die vier Reiter aus der Hölle kommen werden, dann werde es sehr schlimm sein für die Bösen. Die Sonne werde dann dunkel werden, als wenn sie in einen schwarzen Sack gehüllt wäre; die Bäume würden verbrennen und die Berge ins Wasser stürzen.

„'s wird schund kumma!“ schloß Vater Michel. „'s trifft alles asu ei, wies geprufezeit wurda is! 's is ganz guft, wenn mer und mer tun moanchmoal a brenkel unschuldich leida. Sünder sei mer ju olle!“

Michel kam jeden Sonntag ins Krankenhaus, und diese Besuche erzeugten im Herzen des Jungen eine merkwürdige Veränderung. Josef hatte

den alten Mann immer für dumm gehalten. Er dachte daran, wie Michel gar nicht böse geworden war, wenn jemand ihn geärgert, oder verspottet, oder gescholten hatte. Vor Michel hatte Josef nie Angst gehabt, und er war oft recht ungezogen gegen ihn gewesen. Jetzt aber war er zu der Erkenntnis gelangt, daß Vater Michel der allerklügste Mann sei und auch der allerbeste Mensch. Er war ihm so gut geworden — so gut — er wußte selbst nicht wie. Immerzu mußte er über alles das nachdenken, was Vater Michel gesagt hatte. Dabei stieg oft etwas in ihm auf — aus der Brust — vom Herzen kam es — und ihm war, als müsse er daran ersticken. Es war etwas so Freudiges, so Glückliches, wie er es noch nie erlebt hatte, und dennoch war ihm so bange dabei . . . Er schämte sich und wäre, wenn er nicht das böse Bein gehabt hätte, aus dem Bette gesprungen und fortgelaufen. Er fühlte, daß er ein schlechter Junge war, ein Taugenichts, wie die Leute von ihm sagten, und er verachtete sich selber.

Wie gut Vater Michel war! so gut, wie sonst niemand auf der ganzen Welt. Josef faßte mit glühendem Herzen den Voratz, fest zu Vater Michel zu halten und ihm in allen Stücken zu gehorchen.

O, wenn doch die Leute wüßten, wie lieb und wie klug er war — Vater Michel!

\*

\*

\*

Unter allen schlechten Menschen, die es auf Erden gab, war der Brettmüller der schlechteste. Das war Josefs feste Überzeugung. Wie der geizige gewalttätige Mann den Vater Michel quälte, ließ sich gar nicht sagen. Erst spät hatte Josef erfahren, was alles geschehen war, während er im Krankenhause weilte. Wenn er daran dachte, was sein väterlicher Freund hatte erdulden müssen, bloß weil er arm und redlich, der Brettmüller aber reich, angesehen und grundslecht war, so regten sich wieder in ihm solch schwarze Rachegeanken wie damals, als er im Schuppen die große Sünde begehen wollte. Jetzt freilich war er stark genug, solchen Gedanken zu widerstehen; denn Vater Michel hatte ihm oft genug gelehrt, daß wir Menschen die Rache dem lieben Gott überlassen müssen und daß der große Tag der Vergeltung kommen werde, wenn die Sonne sich verfinstern, die Posaunen ertönen und die höllischen Reiter über die Erde jagen.

Josef hörte gern zu, wenn Vater Michel so sprach. Die Erzählungen vom Tage des Jornes, die der Alte aus einem heiligen Buche kannte, waren stets ein großer Trost für ihn. Und sie waren auch so schön, daß Josef sich kaum satt hören konnte. Am liebsten hörte er von den sieben Engeln mit den sieben Posaunen. Das war so schrecklich, wenn Vater

Michel von dem entsetzlichen Erdbeben sprach, das da kommen wird, wenn der erste Engel in die Posaune bläst. Hagel, der mit Feuer und Blut gemengt ist, wird niederfallen, und alles Gras wird verbrennen, und der dritte Teil der Bäume auf Erden wird auch verbrennen. Und wenn die andern Engel blasen, wird ein großer Berg brennen und ins Meer stürzen, und das Meer wird zu lauter Blut werden. Heuschrecken werden kommen, die werden so groß sein wie Pferde und eiserne Panzer tragen, und sie werden lange, schwarze, stachelige Schwänze haben. Aus ihrem Munde wird Rauch und Schwefel kommen, und viele Menschen werden davon verbrennen, und viele werden von den stacheligen Schwänzen erschlagen werden. Die guten Menschen brauchen sich nicht zu fürchten. Vater Michel wußte stets so schön zu erzählen von den Guten, die am Tage des Gerichts in weißen Kleidern vor dem Throne Gottes stehen werden. Josef war manchmal im Zweifel, ob ihm die große Sünde und alle seine andern Sünden schon verziehen seien, so daß er dereinst zu der weißgekleideten Schar gehören werde; das aber wußte er ganz bestimmt, daß er den Brettmüller und Herbert nicht darunter finden würde. Es gewährte ihm ein großes Vergnügen sich vorzustellen, wie ein großer Heuschreck dem Brettmüller ein ganzes Maul voll Schwefel ins Gesicht bläst, wie der Brettmüller hinfällt, schrecklich um Hilfe schreit, und wie er dann mit dem stacheligen Schwanz erschlagen wird. Mit dem jungen Herbert verfuhr Josefs Phantasie ebenso grausam.

Josef empfand, daß es sündhaft sei, solche Gedanken zu spinnen und sich an der Qual der Sünder zu freuen. Ihm kamen dann jedesmal die mahnenden Worte Vater Michels in den Sinn, nicht rachsüchtig zu sein und nicht andere zu verdammen, da man nicht wissen könne, wie Gott über die Menschen urteilt. Vielleicht — so hatte Vater Michel gesagt — seien wir vor Gottes Augen selber große Sünder. Keiner könne das wissen. Josef gab sich zwar Mühe, den Lehren des väterlichen Freundes in allen Stücken zu gehorchen; er konnte jedoch nicht verhindern, daß ihm das Bild des grimmigen Heuschrecks, der den Brettmüller und Herbert bestrafte, immer wieder vor die Seele trat. Das Bild ergözte ihn und milderte seinen Jorn, wenn er sich wieder einmal zu sehr über die beiden verhassten Personen ärgerte.

Glücklicherweise hatte er sie nicht mehr zu befürchten. Er war, als er im Hospital den Entlassungsschein empfangen hatte, nicht mehr in die Brettmühle zurückgekehrt.

Durch Vater Michels Fürsprache war er in Neudorf beim Baumeister fröhlich als Stalljunge angekommen. Der Herr Baumeister war ein guter freundlicher Mann, ganz anders wie der Brettmüller. Er kannte den Vater

Michel sehr gut, da dieser oft bei ihm gearbeitet hatte. Er wußte auch, daß Vater Michel ein fleißiger und zuverlässiger Mann war, daher ehrte er ihn.

Beim Baumeister gefiel es Josef so gut, daß er sich, wenn er abends schlafen ging, schon immer auf den andern Tag freute. Jeden Sonntag durfte er in die Kirche gehen, und da sah er stets den Vater Michel. Dieser saß unten bei der Seitentür auf einer kleinen Querbank, so daß Josef ihn oben vom Chore aus gut betrachten konnte. Der alte Mann sah nie zum Chore hinauf; er blickte immerzu in sein Gebetbuch, oder hin zum Hochaltar. Wenn der Herr Pfarrer predigte, hörte er andachtsvoll zu und sah den Prediger an, und er war dabei so unbeweglich wie der heilige Josef, der über ihm an der Wand auf einem goldenen Sockel stand. Wenn Josef zu den beiden hinblickte, so schien es ihm, als ob auch auf Vater Michels Gesicht ein Schimmer der Heiligkeit lag, und ihn durchschauerte dann bei dem Gedanken, daß er dieses Mannes vertrauter Freund sei, eine selige Freude. Selten sprach er ihn nach dem Gottesdienst, oder doch nur flüchtig, da sein Pflichteifer ihn rasch nach Hause trieb. Aber oft an den Sonntagen nachmittags lief er wieder ins Kirchdorf, suchte den Freund auf und verplauderte schöne Stunden in dessen Stübchen mit ihm. War schönes Wetter, so gingen sie ins Feld spazieren, oder auf den Friedhof, wo Josefs Mutter und Michels Frau und Kinder begraben lagen. Wenn sie so beisammen waren, erzählte Michel Geschichten aus den Zeiten seiner Jugend. Er sprach oft von der Liebe und der Gerechtigkeit des Höchsten, und wie es das Beste sei, wenn der Mensch sich ganz in Gottes Willen füge. Josef erfuhr an einem solchen Nachmittage so vieles, daß er dann eine ganze Woche und länger darüber nachdenken konnte und nicht fertig damit wurde. Ihm war jedesmal, wenn er von Michel kam, so, als ob die Welt sich verändert hätte. Die Sonne leuchtete goldener und verklärte den Himmel viel wunderprächtiger als an andern Abenden, und die Wolken besaßen eine Bedeutung für ihn, die er nie zuvor an ihnen wahrgenommen hatte. Wenn er sie genau betrachtete, so fand er die Bilder der höllischen Reiter heraus, die einst mit Feuer und Blut die Welt verwüsten und alle Schuld rächen werden. Er sah auch den großen schwefelspeienden Heuschreck mit dem Stachelschwanz, sah die Engel mit den Posaunen, sah die Guten und Gerechten in weißen Kleidern und wollte auch den Thron Gottes sehen; doch der war mitten in der Sonne, und mit geblendeten Augen wandte der Knabe sich ab. Auch die Menschen kamen ihm anders vor; sie waren alle Kinder Gottes und waren auch alle Sünder. Aber kein Mensch konnte sagen, wer von den Mitmenschen am sündhaftesten und wer am besten sei. Darüber war Auskunft nur zu finden im Buche des Himmels, in dem alle irdischen Taten verzeichnet

stehen und das den Menschen erst kund werden wird am Tage des Gerichtes. In seinem Herzen legte sich aller Zorn, Haß und Hader schwiegen und eine Friedensstimmung kam hinein, die ihn glücklich machte. Alle Leute, denen er begegnete, grüßte er ganz anders, wie er sonst grüßte — viel freundlicher, so, als wären sie ihm Brüder und Schwestern. Das alles kam von den Reden her, die er aus Vater Michels Munde vernommen hatte.

\* \* \*

Nur allmählich hatte Josef aus Vater Michels Mitteilungen, sowie durch andere Leute den ganzen Zusammenhang der Geschichte erfahren, die sich in der Brettmühle während seiner Abwesenheit zugetragen hatte. Er wußte jetzt, daß der Brettmüller dem Vater Michel gedroht hatte: „Wenn Ihr nich Olles tut, woas ich vu Euch wuel, doo luß ich Euch einkasteln!“ Der schändliche Mann hatte damit sagen wollen, er werde den alten Michel, wenn dieser ihm nicht zu Willen sei, wegen fahrlässiger Brandstiftung ins Gefängnis bringen. Josef war unglücklich darüber, daß Vater Michel sich durch diese dumme Drohung schrecken ließ und sich ganz zum Sklaven des Brettmüllers machte. Was hätte Vater Michel in Neudorf beim Baumeister für hübsches Geld verdienen können! Statt dessen quälte und rackerte er sich fast jeden Tag vom frühen Morgen bis in die tiefe Dunkelheit in der Brettmühle ab, bekam schlechte Kost, elenden Lohn und mußte sich obendrein noch Schimpf und Schande gefallen lassen. Ein paar Mal schon hatte Josef ihm erklärt, daß der Brettmüller garnicht ans Anzeigen denke, weil er dann selber beim Gericht böse hereinfallen würde; aber Vater Michel hörte ja auf solche Erklärungen nicht. Alles sei Schickung, und wir müßten hinnehmen, was der liebe Gott über uns verhänge.

Das begriff Josef nicht, wenn er auch schon recht gottergeben geworden war durch sein Verhältnis zu Vater Michel. Er begriff nicht, daß die Quälereien, die der Brettmüller an dem guten Manne verübte, eine Schickung sein sollten. Das war ja eben das Empörende, was den Josef immer wieder erregte und zornig machte, daß alle armen Menschen taten, was so ein reicher Geizkragen und Schwindler haben wollte! An solcher Unterwürfigkeit konnte doch der liebe Gott sicher kein Gefallen finden. Wenn Josef über diese Dinge nachdachte, dann entschwanden aus seinem Herzen alle jene herrlichen, vergebungsreichen Gedanken, die Vater Michel durch Weisheitsreden sowie durch die Mitteilung göttlicher Verheißungen darin erzeugt hatte. Josef sagte sich, wenn die Leute sich wehrten, wie Hunde, die man schlägt, wenn sie sich nicht alles gefallen ließen und sich nicht immer vor dem Willen eines hochmütigen Großsprechers duckten, wenn sie Rache nähmen für erduldete Schandtaten, dann wär's viel schöner auf

der Welt. Dann brauchte man sich nicht so zu ärgern über Menschen von der Sorte des Brettmüllers. Seine trotzige Auflehnung gegen die frommen Lehren des Freundes wuchs zu solcher Größe, daß er sich an dem Gedanken ergötzte, das Anzünden der Hobelspäne im Schuppen sei gar keine so schlimme Sünde gewesen. Manchmal war Josef willens, zum Brettmüller zu gehen und ihm zu erzählen, wie das Feuer im Schuppen entstanden sei. Vor dem Gefängnis fürchtete er sich nicht sehr. Was ihn immer wieder davon abhielt, seine Idee auszuführen, war das feste Versprechen, das er dem Vater Michel einst hatte geben müssen, zu keinem Menschen über jene unglückselige Geschichte zu reden.

Anzeigen — das sagte sich Josef immer wieder — werde der Brettmüller das Anzünden der Hobelspäne nicht, da dann auch die andere Geschichte zur Anzeige käme, nämlich das Zersägen der Leitersprossen. Wenn sie nur im Krankenhause gewußt hätten, daß Herbert die Leitersprossen zersägt hatte! Sie würden dem Brettmüller schon eine Rechnung geschickt haben für das Ausheilen des gebrochenen Beines und für die Verpflegung im Krankenhause! Wer weiß, ob hundert Taler gereicht hätten! Und wer weiß, ob nicht Herbert gar noch eingesperrt worden wäre! Ach, wenn doch Vater Michel einsehen möchte, daß der Brettmüller ihm nichts anhaben konnte.

\* \* \*

Betrübend und niederdrückend waren diese Dinge; doch sie vermochten nur vorübergehend den Jugendfrohsinn des Burschen zu vernichten.

Das sumpfige Waldmoor ist nur im Winter schwarz, öde und trostlos; wenn aber der Frühling kommt, so schießen auch dort lachende Kräuter und Blumenstengel empor, und bald ist ein üppiger Blütenflor zu schauen. So überspannten die Blumen der Freude immer wieder die schwarzen, öden und trostlosen Gedanken in Josefs Innern, nur mit dem Unterschiede, daß in diesem Innern der Winter und Sommer viel rascher wechselten, als draußen im Walde. Sie wechselten oft nach Tagen schon, oder gar des Tages mehrere Male. Unter den Blumen, die in fabelhafter Schöne blühen und leuchten und ein junges Gemüt mit süßem Duft berauschen, war eine, die noch viel schöner prangte, als alle andern. Der Herr Baumeister hatte eines Tages gesagt: „Josef, nun bist Du fast vier Jahre bei mir, und ich freue mich über Dich, denn Du bist ein zuverlässiger, fleißiger und ordentlicher Mensch! Gott gebe, daß Du so bleibst! Du sollst nun die Stelle eines Kutschers bei mir einnehmen. Selbstverständlich werde ich Deinen Lohn entsprechend erhöhen. Übers Jahr kommst Du wahrscheinlich zum Militär. Wenn Du Dich auch bei den Soldaten brav führst, werde ich

Dir, sobald Du zurückkommst, eine gute Stellung besorgen! Ich freue mich auch, daß Du so treu zu Vater Michel hältst. Solche Männer, wie der einer ist, die sind rar. Alle Hochachtung vor ihm!"

Josef hatte garnichts dazu gesagt; aber als er dann allein war, machte sich seine Freude, die ihm schier das Herz zersprengen wollte, dadurch Luft, daß er wie ein Beseffener umhersprang und bald lachte und bald weinte. O, wie er sich damals auf den Sonntag freute! . . . Die Tage vergingen und der Sonntag kam, und er rannte so schnell nach dem Kirchdorfe, daß er dort ankam, als Vater Michel sich eben erst zum Kirchgange anschickte. Zum ersten Male, seit er in Neudorf war, holte er ihn zur Kirche ab.

"Wißt Ihr, Vater Michel, woas a gesoat hoot über mieh und über Euch, dar Herr Baumeester?" . . . Und er versuchte die Worte herzusagen, die er sich im Laufe der letzten Tage wohl schon hundertmal und öfter im Stillen hergesagt hatte und die ihm schon geläufig waren. Diesmal aber brachte er sie nur stockend hervor, und ein paar Mal versagte ihm die Stimme, weil das Glück, dem Vater Michel ein solches Lob zu vermelden, zu groß war.

"Doas hoot a gesoat?" fragte Vater Michel — und er sah dabei nicht den Burschen an, sondern blickte sinnend vor sich hin. Seine Lippen begannen zu zucken und seine Augen wurden feucht. Er hörte nicht, was der Junge noch weiter sagte, da jetzt seine eigene Seele redete. Sie redete unendlich viel Liebes und Schönes; sie veranlaßte ihn, seine Hand auf den Scheitel des jungen Freundes zu legen, und sie sprach einen Segen, wie ihn inniger und heiliger wohl selten ein Vater über das Haupt des Sohnes gesprochen hat.

"Ich gieh'n mer, suste komm' mer zu spät!"

Und sie gingen in die Kirche.

\* \* \*

"Hust De schund gehiert, woas miet dam alden Michel possiert is?"

Eine Frau richtete diese Frage an Josef, der mit einer Fuhrre Sand aus der Sandgrube kam.

Er war so betroffen, daß er gar nicht zu fragen vermochte, was geschehen sei.

"A Warm hoot a siech beim Bratmüller ei dar Dreschmaschine obgedrählt und 's hoot ihn a su weit hingeschleudert, daß glee dar Koop ganz azwee is. — Se hoan ihn glei eis Krankahaus nei gefoahrn."

"'s is nich mieglich!" erwiderte Josef. Weiter sagte er nichts. Die Frau wußte haarlein zu erzählen, wie sich das Unglück zugetragen hatte. Josef aber verstand nicht mehr, was sie sagte. Er fuhr mit dem Sande

heimwärts, dachte fortwährend an Vater Michel, an den abgedrehten Arm und den zerschlagenen Kopf und gab sich dabei einer ungewissen Hoffnung hin, daß vielleicht die Rede des Weibes nicht ganz wahr gewesen sei. Ihm war so dumpf, so verworren zu Sinn, daß er nicht richtig denken konnte und daß es ihm nicht einmal leid tat um den lieben, alten Freund. Auf der Landstraße traf er den Briefträger, der aus dem Kirchdorfe kam. Dieser bestätigte die schreckliche Botschaft.

„Hül!“ rief Josef den Pferden zu und schwang die Peitsche. Die starken Tiere warfen die Köpfe empor und zogen kräftig an; sie waren solches Ungeßüm an ihrem Lenker nicht gewohnt. Ein großer Schwarm Krähen flog unter dem silbergrauen Himmel über das öde Feld, und Josef verfolgte den schwarzen Zug mit den Augen. Er erinnerte sich, daß er in seiner Kindheit geglaubt hatte, daß die Krähenvögel manchmal gegenseitig Krieg führen, so wie die Menschen, — daß zwei Heere aufeinanderstoßen und gegenseitig mit den Schnäbeln darauf los hacken, bis eine Partei gesiegt habe und die andere entfliehe. Er hatte nie eine solche Schlacht in den Lüften gesehen, aber manchmal tote Krähen und zerzauste Federn auf dem Felde gefunden, so daß er annehmen konnte, daß in jener Gegend ein Krähenkampf stattgefunden habe. Sein Sinnen weilte in der Jugendzeit und versuchte sich im Glanze jener Tage zu sonnen, in denen er bei den Kuhhirten auf der Wiese weilte und mit ihnen von all den Geheimnissen sprach, die der Wald verbarg, und von den Wundern, die sich über und unter der Erde bei den Vögeln und bei den Zwergen ereignen. Seine Blicke irrten suchend in die Ferne, ob vielleicht von einer Seite her eine feindliche Krähenschar kommen und drüben am Horizonte die Schlacht beginnen werde. Mit den Blicken irrte auch seine Seele umher, weil sie ent-rinnen wollte dem schweren, schaurigen Druck, der auf ihr lastete. Doch seine Seele glich jetzt dem fliehenden Hasen, in den sich ein Wiesel verbissen hat; das arme Tier rennt durch die Weiten, durch Busch und Hecken und über Gräben, und kann den Feind nicht los werden. Josef wollte nicht denken an die Kunde, die er vernommen, weil sie vielleicht unrichtig, oder vielleicht übertrieben war; er wollte sich wehren gegen den Gedanken, daß sein Freund und Wohltäter, den er so lieb hatte, im Krankenhause leiden müsse und möglicherweise gar schon tot sei.

Als er mit seiner Sandsuhre zu Hause ankam, warf er die Peitsche fort, lief zum Herrn Baumeister und erklärte kurz, daß er in die Stadt müsse. Hastig und in wirren Worten, berichtete er von dem Unglück. Der Herr Baumeister war betroffen; er sagte, daß es ihm sehr leid tun würde, wenn dem alten Michel was Schlimmes geschehen wäre, und er beauftragte den Josef, ihn freundlich zu grüßen.

Wenige Minuten später war Josef schon unterwegs. Er lief so schnell der Stadt zu, daß ihm bald der Schweiß unter der Mütze hervorquoll und übers Gesicht rann. Wieder suchte er durch allerlei liebe Erinnerungen die schrecklichen finsternen Gedanken, die ihn allein beherrschen wollten, abzulenken. Er dachte an schöne Stunden, die er mit Vater Michel verlebte, an viele Lehren und Geschichten, die er von ihm vernommen hatte, und während solcher Betrachtungen schweifte seine aufgeregte Phantasie auch auf mancherlei andere Gebiete hin. Als sie aber zufällig einmal auf ihrem Zauberfluge bei dem verunglückten Manne im Hospital anlangte und ihn durch ihr Gaukelspiel als Leiche zeigte, da warf sich Josef auf der Straße hin und schrie laut auf vor Herzeleid. Als die lose Phantasie sah, was sie angerichtet hatte, versicherte sie eindringlich, daß Michel noch am Leben sei, daß die Ärzte sehr klug seien, und daß die Kranken es im Krankenhause gut hätten — und Josef sprang auf und lief weiter.

Er erreichte das Ziel, kam aber vergeblich. Der Portier wies ihm am Krankenhause zurück. Jetzt sei keine Besuchszeit. Doch Josef wich nicht von der Stelle. Mit vor Angst bebender Stimme frug er nach Vater Michel. Er bat so dringend um Bescheid, daß der Portier nach einigem Zögern bereit war, drinnen im Krankenhause nach dem Befinden des neuen Patienten zu fragen. Eine Weile später empfing Josef den Bescheid, daß der Kranke besinnungslos sei, daß ihm drei Finger der linken Hand abgedreht oder abgequetscht seien, und daß er am Kopfe schwere Verletzungen habe. —

„Eb a wieder gesund werd?“ forschte Josef, und mit ängstlicher Spannung hing sein Blick am Munde des Portiers.

„Hoffentlich doch!“ lautete die Antwort. „Hier sein schon Patienten auf die Beine gebracht worden, die viel schlimmer zugerichtet waren wie der. Sie sein wohl der Sohn?“

„Ja!“ log Josef, weil er plötzlich auf die Vermutung geriet, daß er als Sohn vielleicht Einlaß finden werde. Aber der Portier sagte ihm, er solle nur nächsten Sonntag wiederkommen, da sei Besuchszeit.

Josef ging heim. Die Mitteilung, daß schon Kranke geheilt worden seien, die viel schlimmer dran waren wie Vater Michel, bildete für ihn einen Trost, an den er sich auf dem Heimwege rettend anklammern konnte, wenn ihn wieder der Gedanke peinigte, daß er den Vater Michel vielleicht nicht mehr sehen werde.

O, wenn es doch bald Sonntag wäre!

Der Herr Pfarrer predigte von der Nächstenliebe und von der Bitte im Vaterunser, die da lautet, daß der Vater im Himmel unsere Schuld

vergeben möge, wie wir vergeben unsern Schuldnern. Josef vernahm die Worte, aber sie fielen in seinem Herzen auf steinichtes Erdreich. Sie hatten keine Bedeutung für ihn, und er dachte nicht einmal an den Brettmüller und dessen Sohn, die doch seine Feinde waren und die er nach dem Gebote des Herrn hätte lieben müssen. — Nach der Predigt kam das Hochamt. Die Orgel ertönte, der Chor sang, Weihrauchdüfte schwebten vom Altar her durch den ganzen Raum, und wer nicht sang, der betete. Nur Josef betete nicht. Er hatte schon so viel gebetet in den letzten drei Tagen. Seine Augen schweiften unzählige Male hinab nach der kleinen Bank an der Seitenpforte. Der treue Kirchengänger, der dort an jedem Sonntag zu sitzen pflegte, war nicht da. Und wenn Josef daran dachte, wo der fehlende weilte, so zuckte sein Herz in Angst und Wehe. Er wünschte, daß der Gottesdienst bald zu Ende sein möchte.

\* \* \*

Lange vor Beginn der Besuchsstunde saß Josef auf der steinernen Treppe vor der Pforte des Krankenhauses. Um drei Uhr sollte die Tür geöffnet werden, das stand auf einer Tafel zu lesen. Bald kamen Personen heran, die ebenfalls Krankenbesuche machen wollten; einige setzten sich zu Josef auf die Stufen, andere blieben stehen. Sie erzählten von der Krankheit ihrer Angehörigen und ein Mann begann zu weinen. Josef wunderte sich darüber; er hatte noch nie einen so großen und starken Mann weinen sehen. Was dieser Mann für einen großen Bart hatte! Und er weinte dennoch! Seine Frau war operiert worden und schwebte seit Tagen zwischen Tod und Leben. Ihr weinender Gefährte fürchtete, daß sie schon tot sei. Da trösteten ihn andere und erzählten von den Wundertaten, die durch die Hände geschickter Chirurgen vollbracht werden. Josef hörte mit Spannung zu, und es tat ihm wohl, sich einzureden, daß all die Kranken, von denen gesprochen wurde und auf deren Heilung die Angehörigen mit Zuversicht hofften, viel kränker seien, als Vater Michel. Auch verging ihm beim Zuhören rasch die Zeit.

Als der Portier die Tür öffnete, war Josef einer der ersten, die eintraten. Zu dem Saale, in dem sein Kranker lag, brauchte ihm kein Mensch den Weg zu weisen; er wußte ja noch immer Bescheid im Krankenhause, wenn auch seit seiner eigenen Krankheit fast sechs Jahre verstrichen waren. Leise auf den Fußspitzen betrat er den Saal und ließ seine Blicke an den Bettreihen dahingleiten. Dann ging er an einer der Reihen dahin; doch als er an das Bett trat, auf das sein Augenmerk gerichtet war, sah er, daß er sich getäuscht hatte. Der Kranke, der darin lag, hatte von ferne wie Vater Michel ausgesehen. Sogleich aber fand Josef jetzt das rechte

Bett. Es stand ganz hinten, dort wo die Schwerkranken sich befanden. Das war schon damals, vor fast sechs Jahren so.

Josef trat an das Lager. In seinem Inneren war eine bebende Unruhe, erzeugt durch die Angst vor etwas Schrecklichem und zugleich durch eine freudige Erwartung. Ihn durchschauerte ein Empfinden, als müsse sich ihm jetzt ein großes Lebensglück offenbaren. Michel lag auf dem Rücken, sein Kopf war dick mit weißem Zeuge verbunden; nur Augen, Nase und Mund waren sichtbar. Langsam wendete er den Blick auf den Gast, und als Josef in das Gesicht blickte, erschien es ihm so fremd, daß er erschrak und kein Wort sprechen konnte. Er sah, wie der Mann im Bett zu lächeln versuchte und wie seine Rechte sich zum Willkommen erhob. Josef drückte die Hand; doch ihm war noch immer so, als gehöre sie einem Fremden. Er wußte ja, daß er vor Vater Michel stand, und dennoch dauerte es eine kleine Weile, bis er sich an dessen verändertes Aussehen gewöhnt und seine Scheu ein wenig überwunden hatte.

Vater Michel redete etwas; doch kosteten ihn die Worte große Anstrengung, und sie kamen so leise hervor, daß Josef sie kaum verstand. Eine Krankenschwester trat herzu und sagte freundlich, der Kranke dürfe nicht viel sprechen. Josef möge keine Frage an ihn richten, sondern ihm was erzählen und nicht lange verweilen.

Josef wußte nicht, was er sagen und erzählen sollte. Sein Herz war voll von Regungen und Gedanken der lieblichsten Art; sie drängten mächtig nach der Zunge, doch die Zunge wußte nichts damit anzufangen. Er hätte gern etwas gesagt, was dem Zustande in seinem Inneren — was seiner Liebe, seiner Treue und all den Ängsten, die ihn in den letzten Tagen gepeinigt hatten, entsprach; aber er brachte nur nüchterne, einfältige Worte hervor.

„Euch hoots getroffa!“ sagte er. Und Michel erwiderte matt und leise: „’s fällt ju kee Hoar vom Kuppe, ohne senn Willa . . .“

Während Josef nachsann, was er sagen sollte, führte ihn der Nachhall von Michels frommen Worten nach der Brettmühle. Der Brettmüller war ja doch an all dem Elende schuld. Josef hatte erfahren, daß das Räderwerk der Dreschmaschine unbekleidet war und daß der Brettmüller eine Person zu wenig an die Maschine gestellt hatte. Da war’s doch kein Wunder gewesen, daß Vater Michels Arbeitsschürze von der Transmission erfaßt und eingedreht wurde!

Wenn doch die Schürzenbänder nicht so fest gewesen wären! Sie wären dann zerrissen, und das große Unglück hätte nicht geschehen können.

Wenn ohne Gottes Willen kein Haar vom Haupte fiel, so müßte es doch auch Gottes Wille sein, daß der Brettmüller lauter Schlechtigkeiten

beging. Über diesen Gedanken hatte Josef schon oft nachgedacht, ihn aber noch nicht aufzuklären vermocht. Er konnte nicht verhindern, daß ihn beim Nachdenken jedesmal die Wut und der Ingrimm schüttelten. So war es auch jetzt. Er fühlte, daß er jetzt sprechen konnte — daß die Zunge bereit war, heftig gegen den Brettmüller los zu fahren; rechtzeitig aber besann er sich, daß Vater Michel kein schlechtes Urtheil über andere Menschen hören mochte, und so schwieg er.

Er schwieg die längste Zeit über, saß auf dem Stuhl am Bett, hielt mit beiden Händen die gesunde Hand des Kranken und sah ihm in die Augen. Zuweilen glitt sein Blick nach der verwundeten Eink, die ebenfalls stark verbunden war und regungslos auf der Bettdecke ruhte. Ihm ward schaurig zu Sinn, als er sich vorstellte, daß drei Finger daran fehlten, er hätte gern gewußt, welche von den fünf Fingern übrig geblieben waren. Doch er mochte nicht fragen. Es dauerte nicht lange, so kam die Aufsichtsschwester wieder heran und bedeutete ihm zu gehen.

„Nf a Sunntich kumm ich wieder!“ — Er drückte noch einmal die Hand des Freundes und ging. Die Schwester teilte ihm beim Hinausgehen mit, daß Vater Michel schwere Verletzungen am Kopfe erlitten habe. Die Schädeldecke sei an einigen Stellen gesprungen. Der Kranke sei heute den ersten Tag bei vollem Bewußtsein. Die verstümmelte Hand würde gewiß schnell und gut heilen; aber wegen der Wunden am Kopfe sei er noch nicht außer Lebensgefahr.

\* \* \*

Wie eigen das war! In einem Walde, den der Brettmüller gekauft hatte, stand eine Rotbuche, die Sturmschaden erlitten hatte. Ein dicker Ast war abgebrochen, und an der wunden Stelle war die Fäulnis in den Stamm eingedrungen. Michel, der als ein guter Baumkenner galt, war einst in den Wald geschickt worden, damit er die Bäume zeichnen sollte, die reif waren für die Ärte der Holzfäller. Mit der roten Kreide in der Hand war er an die morsche Buche herangetreten und hatte sie gezeichnet. Da war etwas Merkwürdiges in ihm vorgegangen. Er wußte lange keine Erklärung dafür. An der wunden Baumstelle hatte sich eine Höhlung gebildet, und daraus hingen ein paar getrocknete Halme. Ein Vogelpaar hatte sich dort angesiedelt; oder vielleicht war es ein Eichhörnchen, das dort sein Heim besaß. Michel wischte mit feuchtem Moos das Kreidekreuz fort — er wußte nicht warum. Er hat manchmal darüber nachgedacht, und er fühlte sich dann jedesmal eines begangenen Unrechtes schuldig; denn mit der Buche war es die höchste Zeit gewesen, daß sie fortkam. Mit jeder Jahreszeit zehrte die Fäulnis weiter am gesunden Holze.

Jetzt auf einmal war es ihm klar geworden, was jenes Erlebnis im Walde für ihn zu bedeuten hatte. Er sah den Fingerzeig Gottes, der ihm sein künftiges Geschick hatte verkünden wollen. Mit seinem ganzen Leben und Leiden glich er der Buche im Walde. Ihn hatte schwerer Wetterschaden getroffen, und er war krank bis ins tiefste Mark. Im Krankenhause war der Tod unsichtbar durch die Säle geschritten und hatte so manchen, der dort Genesung finden wollte, gezeichnet. Auch ihn, den Schwerkranken, hatte er mit der roten Kreide berührt, auf höheren Ratschluß aber das Todeszeichen wieder entfernt. Michel dachte in seinen Betrachtungen, der Tod werde ebensowenig gewußt haben, aus welchem Grunde er den alten, morschen Mann schonte, wie er selbst nicht gewußt hatte, warum er die kranke morsche Buche nicht den Ärzten der Waldarbeiter preisgab.

In den fünf Monaten, die Michel im Krankenhause verbracht hatte, war so mancher seiner Leidensgefährten im Sarge hinausgetragen worden, und er, der sich unnütz fühlte, der nichts mehr taugte für dieses Leben, und der sich nach dem Grabe gesehnt hatte — ihm war das Geschick der Buche beschieden worden.

Michel dachte an das Nest in der Höhlung, und an die Vögel, oder die Eichhörnchen, die dort eine Heimstatt gefunden hatten — und wieder sah er den Fingerzeig der himmlischen Vorsehung.

Wie ein kranker, sterbender Baum noch ein Schützer sein kann für muntere, lebensfrohe Wesen, so konnte auch er, der alte, kranke Mann, noch immer das junge Menschenherz beschützen, das sich zu ihm gefunden hatte. Die Deutung war klar: Michels Gedanken schwebten jetzt im Banne einer Offenbarung, und er nahm sich vor, nie mehr nach dem Tode zu verlangen, sondern die Pflicht, die ihm Gott auferlegt hatte, getreu zu erfüllen.

Der Junge bildete für ihn die beste und wohl auch die einzige Lebensfreude. Er war zufrieden mit ihm; nur das eine machte ihm Kummer, daß Josef einen aufrührerischen Sinn und noch nicht die rechte Gottergebenheit besaß. Es gefiel ihm nicht, daß Josef sich seines Hasses gegen den Brettmüller nicht erwehren konnte und immerfort Lust bezeigte zu feindlicher Tat. Michel stellte sich die Aufgabe, das unfriedliche Herz des Jungen zu beschwichtigen.

Da hatte er grade jetzt viel zu reden und viel zu lehren. Josef wollte durchaus, daß der Brettmüller dem Vater Michel eine Entschädigung zahlen sollte, entweder in Form eines großen Geldbetrages oder einer bestimmten Vierteljahresrente. Er behauptete, der Brettmüller wäre dazu verpflichtet und das Gericht würde ihn, wenn es zu einem Prozesse käme, zur Zahlung verurteilen.

Hier standen zwei Seelengewalten einander verständnislos gegenüber. Josef konnte nicht begreifen, daß Vater Michel lieber seine Tage in Elend und Not verbrachte, als an einen steinreichen Geizhals eine Forderung zu stellen, zu der er berechtigt war. Dem alten Michel dagegen war es unsaßbar, daß Josef sich gegen den Willen Gottes auflehnte. „Luß ock gutt sein, 's wärd schund kumma!“ sagte Michel, wenn Josef wieder zu reden begann von der Angelegenheit, die ihm schwer auf dem Herzen lastete. „Mer wissa ju nich, woas a miet ins vier hoot, dar liebe Herrgoot; seine Wäge giehn ganz andersch, wie die ünsriche. Besser ei dar Welt woas leida, als wie ei jer Welt!“

Josef billigte die Gründe des Alten nicht; doch es kam ihm nicht in den Sinn, ungehorsam zu sein. So blieb dem reichen Geldsammler das Leid erspart, das durch ihn verschuldete Unglück durch eine Geldbuße zu sühnen. Die Leute im Dorfe redeten viel darüber und forderten Michel auf, seine Rechte geltend zu machen. Das tat aber ein jeder nur, wenn er unter vier Augen mit Michel sprach; vor den Ohren anderer wagte keiner ein solches Wort zu sagen, weil der Brettmüller zu große Macht besaß, und weil sein Zorn gefährlich war. Auch dem Gemeindevorstande lag viel daran, daß der Brettmüller verklagt und zur Zahlung gezwungen werde. Man wollte verhüten, daß der zur Arbeit unfähige Mann der Gemeindefasse zur Last falle. Michel war zu einer gerichtlichen Klage nicht zu bewegen. So vergingen Monde, und die Bewohner des Dorfes beruhigten sich und dem Brettmüller fiel es nicht ein, sich um den Alten zu bekümmern.

Fünfzehn Mark durfte sich Michel jeden Monat von der Postanstalt abholen. Dieses Geld war ihm von der Unfallversicherung zugesprochen worden.

„Doas hoat a mir zu verdanka!“ sagte der Brettmüller eines Tages im Gasthaus. „Nischte nich tun, und Geld doofüre eistreicha, doas hoot a mir zu danka!“

\*

\*

\*

Wenn der Briefträger in seiner Ledertasche einen Brief gehabt hätte mit der Adresse: An den reichsten Mann in Raschwitz, würde er vielleicht in der Brettmühle gefragt haben, ob er dort am rechten Orte sei, vielleicht auch beim Ziegeleibesitzer Gensel, oder beim Gastwirt Hundek, oder beim Großbauer Fiebach; aber er würde nicht in das Auszugsstübel des Stellenbesitzers Dutschek gegangen sein, das aus Holz und Lehm gebaut und mit Schoben gedeckt war. Das alte Häusel hatte übrigens schon längst das Anrecht verloren, als menschliche Wohnstätte zu gelten. Die beiden unteren Stuben dienten der Frau Dutschek als Vorrats- und Rumpelkammern, und da sie das Geld für den Glaser ersparen wollte, hatte sie die zerschlagenen

fenster mit Brettstücken und Stroh versetzt. Nur das kleine Oberstübel war bewohnt; dort hauste ein Mann, der ein König war und mit dem an Reichtum die reichsten Leute des Dorfes und der ganzen weiten Umgegend nicht wetteifern konnten.

Mit seinem Fühlen und Denken, mit seinem ganzen Herzen bewegte er sich auf den Höhen, auf welchen den Sterblichen Macht gegeben ist, über das Leben zu herrschen. Das niedere Geschmeiß der Sorgen, das die Menschen unaufhörlich mit Geißeln schlägt, müht sich vergeblich ab, emporzudringen zu jenen Höhen. Das Gift des Neides und des Hasses dringt mit seinen bösen Dünsten nicht hinan, und keine Krankheit und kein anderes Unglück vermag die Kraft der Geseiten zu brechen. Sie sind selten, die Herrscher über das Leben. Michael Franzke, der verunglückte Tagearbeiter, war einer. Als freier zufriedener König kannte er keinen Mangel. Er, der Bewohner des Oberstübels, wußte mit seinen fünfzehn Mark Invalidengeld besser auszukommen, wie reiche Leute mit ihrer großen Einnahme. Außerdem lag ihm, für besondere Fälle, eine Summe von zwanzig Talern im Beikästel seines Kleiderkastens zur Verfügung.

Das war aber nicht sein ganzes Vermögen. Er besaß viel mehr. Ganz unten im Kleiderkasten lag ein blaues Büchel. Das war vierunddreißig Taler und einige Groschen wert. Alle Jahre im April ging er mit dem kleinen Büchel zur Sparkasse und ließ die Zinsen dazu schreiben.

Das in das Büchel eingetragene Geld galt ihm als unantastbar. Er hatte es für sein Begräbniß bestimmt.

Aus dem Beikästel machte er eine Anleihe, wenn des Sonntags sein lieber Gast aus Neudorf kam. Wenn Josef kam, gingen sie zusammen auf den Kirchhof, wie sie es auch in früheren Jahren getan hatten. Der Weg war kurz und das war ein Glück; denn länger als ein paar Minuten hielt der Alte das Gehen und Stehen nicht aus. Er war noch viel zu schwach dazu. Auf dem Kirchhofe konnte er sich auf dem Bänkel, am großen Heilandskreuze ordentlich ausruhen. Wenn sie dann zu Hause waren, feierten sie ein fest. Sie kochten Kaffee, und Michel holte zu Ehren des Gastes den Topf mit dem Schweineschmalz herbei. An Wochentagen aß er das Brot trocken; Josef aber durfte bei ihm kein trockenes Brot essen. Sie redeten vielerlei; aber nicht wie andere Menschen über die Nachbarn und über den Jammer und die Mühsal, die das Dasein mitbringe — sie redeten von großen und ewigen Dingen, von der Unendlichkeit, vom frohen Wiedersehen im Himmel, von dem unerforschlichen Walten der göttlichen Gerechtigkeit, von der Nichtigkeit alles Irdischen und vom Tode. Sie sprachen vom Tage der Versiegelung, von welchem Michael Franzke gute Kenntnisse besaß aus dem Buche der Offenbarung. In seinen gesunden

Jahren hatte er oft mit leidenschaftlicher Andacht und von mysteriösen Gefühlen durchschauert darin gelesen. An dem Tage der Versiegelung wird an jeder der vier Ecken der Erde ein Engel stehen, und die vier Engel werden die vier Winde festhalten, auf das kein Windhauch über die Erde blase. Und ein anderer Engel wird das Siegel des lebendigen Gottes bringen, und die Knechte Gottes werden versiegelt werden, eine große Schar wird kommen aus allen Heiden und Völkern, und alle werden angetan sein mit weißen Kleidern; sie werden Palmen in den Händen tragen und werden dem Lamm folgen. Das sind die Frommen, die ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes.

Die beiden Freunde redeten auch wieder von den höllischen Reitern und von den gräßlichen Heuschrecken, die einst Rache nehmen werden an den Sündern und Verruchten. Eigentlich redete von diesen Dingen nur der Alte. Der Junge lauschte mit Aufmerksamkeit. Er hatte alle diese heiligen Wunder, alle die gewaltigen Geschichten schon oft aus Michels Munde vernommen; doch sie nahmen ihn immer wieder gefangen und gaben seiner begierigen Phantasie stets neue Nahrung. Vom Tode sprach Michel voll süßer Freude, doch ohne Sehnsucht. Er fürchtete das Leben nicht; er betrachtete jeden seiner Tage als ein Geschenk Gottes, und als ein solches Geschenk von gleichem Werte galt ihm auch der Tod. Da ihn der Glaube erfüllte, daß er kaum noch so viel Tage zu leben habe, als sich Perlen am Rosenkranz befinden, beschäftigte ihn der Gedanke an das Sterben mehr denn je, und er sprach so viel und so wunderbarlich von seinem Erscheinen vor Gottes Throne und von der Begegnung mit den Seelen seiner toten Angehörigen, daß dem jungen Zuhörer manchmal bange zu Sinn wurde, und Vater Michel ihm vorkam wie einer, der nur noch mit halber Seele auf Erden weile und bereits Wissen erlangt habe vom ewigen Leben. So war Vater Michel früher nicht gewesen. Es kamen Stunden, in denen Josef sich in der Nähe des Alten bedrückt und geängstigt fühlte und in denen ihn die dunkle Ahnung von etwas Ungewissem, Schrecklichen beschlich. Er ging nicht mehr so gern wie sonst zu Vater Michel, und dennoch sagte ihm die Stimme seines Herzens, daß er ein Frevler wäre, wenn er sich nicht in alter Weise um seinen Wohltäter kümmerte. Ohne es zu wissen, war er so fest an ihn gekettet, als ob ihn die Bande der Natur mit ihm verbunden, als ob er der Sohn des Alten wäre.

Er war zum Militär ausgehoben und im Herbst schon sollte er in Neisse bei der Festungs-Artillerie eintreten. Da ihm der Herr Baumeister versprochen hatte, er werde ihm, wenn er von den Soldaten heimkehre, eine schöne Stellung besorgen, freute er sich auf das Militärleben. Die Freude jedoch verging ihm, wenn er sich vorstellte, daß Vater Michel dann

ganz einsam sein werde. Meisse war viele Meilen weit, und sobald würde er wohl keinen Urlaub bekommen. Sein Trost bestand in der Hoffnung, das Vater Michel bis zum Herbst schon viel gesünder und kräftiger sein und dann auch nicht mehr so viel ängstliches Zeug vom Tode reden werde.

„Ihr labt noch lange!“ suchte ihn Josef zu beschwichtigen.

„Lang is doas selbichte wie kurz, und kurz is doas selbichte wie lang“, philosophierte der Alte. Nach einer Pause fügte er leise und geheimnisvoll hinzu: „'s giebt Zeecha aus jer Welt. Ma muß blussich druf merka ei dar Nacht. Aber drierber reeda doarf ma nich; 's Sünde.“

Und er sprach kein Wort weiter über die nächtlichen Zeichen aus jener Welt.

(Fortsetzung und Schluß im nächsten Heft.)

---

## Chronik.

---

- 1. Mai.** Auf der 35 Jahre bestehenden Rechten-Oder-Ufer-Bahn verkehren seit diesem Tage zum ersten Mal fahrplanmäßig zwei Schnellzüge, der eine in der Richtung von, der andere nach Breslau.
- 10. Mai.** Feierliche Grundsteinlegung für den Bismarckturm im Kattowitzer Südpark.  
 — In Ziegenhals wird das Kaiserdoppeldenkmal (Wilhelm I. u. Friedrich III.) enthüllt.  
 — 26 Schüler der 1. Klasse der oberschlesischen Bergschule zu Carnowitz statteten unter Leitung des Bergschuldirektors Schwiedtal, sowie der Herren Bergassessor Dahms und Dr. Schneider dem Ostfeld der Königsgrube behufs Studiums der Wetterführung und Entnahme einiger Brandgasproben einen Besuch ab.  
 — Der Krieger-Verein in Deutsch-Piekar veranstaltet unter Mitwirkung verschiedener Gäste den ersten Volksunterhaltungsabend an diesem Orte.  
 — Die evangelische Kirchengemeinde in Rosenberg feiert das fünfzigjährige Jubelfest des Bestehens ihres Gotteshauses.
- 11. Mai.** Eine in Gleiwitz abgehaltene Versammlung beschließt — laut dem „Bresl. Gen.-Anz.“ — die Bildung eines Verbandes sämtlicher oberschlesischer Stahlformgußwerke. Auch wurde eine Angliederung der oberschlesischen Gruppe an die im Westen schon bestehende Vereinigung der Stahlgußwerke in Aussicht genommen.
- 14. Mai.** Einführung des Regierungsrats Dr. von Jiller als Landrat des Kreises Zabrze.
- 15. Mai.** Dr. August Wagner, bis jetzt Oberlehrer am St. Matthias-Gymnasium in Breslau, tritt sein Amt als Kgl. Seminardirektor in Rosenberg O.-S. an.
- 18. Mai.** Die Redenhütte ist — laut Zeitungsmeldungen von diesem Tage — an die oberschlesischen Kokswerke und chemischen Fabriken für den Preis von über 900 000 Mark verkauft worden.
- 24. Mai.** In Dorotheenhof wird von der Zabrze Ortsgruppe des Deutschen Ostmarkenvereins der erste Volksunterhaltungsabend an diesem Orte veranstaltet.
- 25. Mai.** Der Vorstand der Ortskrankenkasse in Königshütte hat eine Summe von 3000 Mark zur Entsendung kranker Mitglieder der Kasse in Bäder nach dem Vorschlage der Kassenärzte ausgeworfen.

---

Redaktion Dr. E. Zivier, Pleß O.-S.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhme, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.-S.